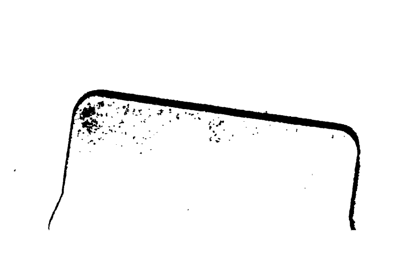






Ludwig Bechstein's

Märchenbuch.

Mit 90 Holzschnitten nach Originalzeichnungen

von

Ludwig Richter.

Zweiunddreißigste Auflage.

Leipzig,
Verlag von Georg Wigand.
1879.

Inhalt.



Vom tapfern Schneiderlein.

Es war einmal ein Schneiderlein, das saß in einer Stadt, die hieß Romadia; das hatte auf eine Zeit, da es arbeitete, einen Apfel neben sich liegen, darauf setzten sich viele Fliegen, wie das Sommerszeiten so gewöhnlich, die angelockt waren von dem süßen Geruch des Apfels. Darob erzürnte sich das Schneiderlein, nahm einen Tuchlappen, den es eben wollte in die Hölle fallen lassen, schlug auf den Apfel, und befand im Hinsehn, daß damit sieben Fliegen erschlagen waren. Ei, dachte bei sich das Schneiderlein, bist Du solch ein Held?! Ließ sich stracklich einen blanken Harnisch machen, und auf das Brustschild mit goldnen Buchstaben schreiben: Sieben auf einen Streich. Darauf zog das Schneiderlein mit seinem Harnisch angethan umher auf Gassen und Straßen, und die es sahen, vermeinten, der Held habe sieben Männer auf einen Streich gefällt, und fürchteten sich.

Nun war in demselben Lande ein König, dessen Lob weit und breit erschallte, zu dem begab sich der faule Schneider, der gleich nach seiner Heldenthat Nadel, Scheere und Bügeleisen an den *Nagel gehangen*, trat in den Hof des Königspalastes.

legte sich alldort in das Gras und entschlief. Die Hofdiener, so aus- und eingingen, den Schneider in dem reichen Harnisch sahen, und die Goldschrift lasen, verwunderten sich sehr, was doch jetzt, zu Friedenszeiten, dieser streitbare Mann an des Königs Hof thun wolle? Er däuchte sie ohne Zweifel ein großer Herr zu sein.

Des Königs Räthe, so den schlafenden Schneider gleichfalls gesehen, thaten solches Sr. Majestät, ihrem allergnädigsten König, zu wissen, mit dem unterthänigsten Bemerken, daß, so sich kriegerischer Zwiespalt erhebe, dieser Held ein sehr nützlicher Mann werden und dem Lande gute Dienste leisten könne. Dem König gefiel diese Rede wohl, sandte alsbald nach dem geharnischten Schneider, und ließ ihn fragen, ob er Dienste begehre? Der Schneider antwortete, ebendeshalb sei er hergekommen, und bäte die Königliche Majestät, wo höchstdieselbe ihn zu brauchen gedächte, ihm allergnädigst Dienste zu verleihen. Der König sagte dem Schneiderlein Dienste zu, verordnete ihm ein stattliches Losament und Zimmer, und gab ihm eine gute Besoldung, von der es, ohne etwas zu thun, herrlich und in Freuden leben konnte.

Da währete es nicht lange Zeit, so wurden die Ritter des Königs, die nur eine karge Löhnung hatten, dem guten Schneider gram, und hätten gern gewollt, daß er beim Teufel wäre, fürchteten zumal, wenn sie mit ihm uneins würden, möchten sie ihm nicht sattsam Widerstand leisten, da er ihrer sieben allewege auf e i n e n Streich todtschlagen würde, sonsten hätten sie ihn gern ausgebissen, und so sannen sie täglich und stündlich darauf, wie sie doch von dem freislichen Kriegsmann kommen möchten. Da aber ihr Witz und Scharfsinn etwas kurz zugeschnitten war, wie ihre Röcklein, so fanden sie keine List, den Helden vom Hofe zu entfernen, und zuletzt wurden sie Rathes mit einander, alle zugleich vor den König zu treten, und um Urlaub und Entlassung zu bitten, und das thaten sie auch.

Als der gute König sahe, daß alle seine treuen Diener um

eines einzigen Mannes willen ihn verlassen wollten, ward er traurig, wie nie zuvor, und wünschte, daß er den Helden doch nie möge gesehen haben; scheute sich aber doch, ihn hinwegzuschicken, weil er fürchten mußte, daß er sammt all seinem Volk von ihm möchte erschlagen, und hernach sein Königreich von dem stracklichen Krieger möchte besessen werden. Da nun der König in dieser schweren Sache Rath suchte, was doch zu thun sein möge, um alles gütlich abzuthun und zum Besten zu lenken, so ersann er letzlich eine List, mit welcher er vermeinte, des Kriegsmannes (den Niemand für einen Schneider schätzte) ledig zu werden und abzukommen. Er sandte zugleich nach dem Helden und sprach zu ihm, wie er (der König) wohl vernommen, daß ein gewaltigerer und stärkerer Kampfheld auf Erden nimmer zu finden sei, denn er (der Schneider). Nun hauseten im nahen Walde zwei Riesen, die thäten ihm aus der Maaßen großen Schaden mit Rauben, Morden, Sengen und Brennen im Lande umher, und man könne ihnen weder mit Waffen noch sonst wie beikommen, denn sie erschlügen alles, und so er sich's nun unterfangen wolle, die Riesen umzubringen, und brächte sie wirklich um, so solle er des Königs Tochter zur ehelichen Gemahlin, und das halbe Königreich zur Aussteuer erhalten, auch wolle der König ihm hundert Reiter zur Hülfe gegen die Riesen mitgeben.

Auf diese Rede des Königs ward dem Schneiderlein ganz wohl zu Muthe und däuchte ihm schön, daß es sollte eines Königs Tochtermann werden und ein halbes Königreich zur Aussteuer empfangen; sprach daher kecklich: er wolle gern dem König, seinem allergnädigsten Herrn, zu Diensten stehen, und die Riesen umbringen, und sie wohl ohne Hülfe der hundert Reiter zu tödten wissen. Darauf verfügte er sich in den Wald, hieß die hundert Reiter, die ihm auf des Königs Befehl dennoch folgen mußten, vor dem Walde warten, trat in das Dickicht, und lugte umher, ob er die Riesen irgend wo sehen möchte. Und endlich nach langem Suchen fand er sie Beide unter einem Baume

schlafend und also schnarchend, daß die Aeste an den Bäumen, wie vom Sturmwind gebogen, hin= und herrauschten.

Der Schneider besann sich nicht lange, las schnell seinen Busen voll Steine, stieg auf den Baum, darunter die Riesen lagen, und begann, den einen mit einem derben Steine auf die Brust zu werfen, davon der Riese alsbald erwachte, über seinen Mitgesellen zornig ward und fragte, warum er ihn schlüge? Der andere Riese entschuldigte sich bestens, so gut er's vermochte, daß er mit Wissen nicht geschlagen, es müsse denn im Schlafe geschehen sein; da sie nun wieder entschliefen, faßte der Schneider wieder einen Stein, und warf den andern Riesen, der nun auffahrend über seinen Kameraden sich erzürnte und fragte, warum er ihn werfe? der aber nun auch nichts davon wissen wollte. Als beiden Riesen nun die Augen nach einigem Zanken vom Schlafe wieder zugegangen waren, warf der Schneider abermals gar heftig auf den andern, daß er es nun nicht länger ertragen mochte und auf seinen Gesellen, von dem er sich geschlagen vermeinte, heftig losschlug; das wollte denn der andere Riese auch nicht leiden, sprangen beide auf, rissen Bäume aus der Erde, ließen aber doch zu allem Glück den Baum stehen, darauf der Schneider saß, nnd schlugen mit den Bäumen so heftig auf einander los, bis sie einander gegenseitig todt schlugen.

Als der Schneider von seinem Baume sah, daß die beiden Riesen einander todt geschlagen hatten, ward ihm besser zu Muthe, als es ihm jemals gewesen, stieg fröhlich vom Baume, hieb mit seinem Schwerte jeglichem Riesen eine Wunde oder etliche, und ging aus dem Walde hervor zu den Reitern. Die fragten ihn, ob er die Riesen entdeckt oder ob er sie nirgends gesehn habe? „Ja," sagte der Schneider, „entdeckt und gesehen und alle zwei todt geschlagen — habe ich, und sie liegen lassen unter einem Baume." Das war den Reitern verwunderlich zu hören, konnten und wollten's nicht glauben, daß der eine Mann so unverletzt von den Riesen sollte gekommen sein, und sie noch dazu todt geschlagen habe, ritten nun selbst in den Wald, dieß Wun-



der zu beschauen und fanden es also, wie der Schneiderheld gesagt hatte. Darob verwunderten sich die Reiter gar sehr, und empfanden einen grauslichen Schrecken, ward ihnen auch noch

übler zu Muthe, denn vorher, da sie fürchteten, der Sieger werde sie alle umbringen, wenn er ihnen Feind würde; ritten heim und sagten dem König an, was geschehen.

Da nun der Schneider zum Könige kam, seine That selbst anzeigte, und die Königstochter sammt dem halben Königreich begehrte, gereute den König sein Versprechen, das er dem unbekannten Kriegsmann gegeben, gar übel, denn die Riesen waren nun erwürgt, und konnten keinen Schaden mehr thun; dachte darüber nach, wie er des Helden mit Fug abkommen möchte, und war nicht im mindesten gesonnen, ihm die Tochter zu geben. Sprach daher zum Schneider, wie er in einem andern Walde leider noch ein Einhorn habe, das ihm sehr großen Schaden thue an Fischen und Leuten; dasselbe solle er doch auch noch fangen, und so er dieses vollbringe, wolle der König ihm die Tochter geben. Der gute Schneider war auch das zufrieden, nahm einen Strick, ging hin zu jenem Walde, allwo das wilde Einhorn hauste, und befahl seinen Zugeordneten, draußen vor dem Walde zu warten, er wolle allein hineingehen und allein die That bestehen, wie er die gegen die zwei Riesen auch allein und ohne andere Hülfe bestanden. Als der Schneider eine Weile im Walde umher spaziert war, ersieht er das Einhorn, das gegen ihn daher rennt mit vorgestrecktem Horn und will ihn umbringen. Er aber war nicht unbehende, wartete, bis das Einhorn gar nahe an ihn herankam, und als es nahe bei ihm war, schlüpfte er rasch hinter den Baum, neben dem er zu allernächst stand, und da lief das Einhorn, das im vollen Rennen war und sich nicht mehr wenden konnte, mit aller Hast gegen den Baum, daß es ihn mit seinem spitzen Horn fast durch und durch stieß, und das Horn unverwandt darin stecken blieb. Da trat der Schneider, als er das Einhorn am Baume fest zappeln sah, hervor, schlang ihm den mitgenommenen Strick um den Hals, band es an den Baum vollends fest, ging heraus zu seinen Jagdgesellen, und zeigte ihnen seinen Sieg über das wilde Einhorn an. Darauf ging das Schneiderlein zum König, thät demüthig-

lich Meldung von der glücklichen Erfüllung des königlichen Wunsches, und erinnerte bescheidentlich an das königliche zweimalige Versprechen. Darob ward der König über die Maaßen traurig, wußte nicht, was zu thun sei, da der Schneider der Tochter begehrte, die er doch nicht haben sollte. Und begehrte noch eins an den Kriegsmann. Dieser solle nämlich auch das grausame Wildschwein, das in einem dritten Walde lief und alles verwüste, einfahen und so er auch dieses vollbringe, dann wolle der König ihm die Tochter ohne allen Verzug geben, wolle ihm auch seine ganze Jägerei zur Hülfe beiordnen.

Der Schneider zog, nicht ganz sonderlich erbaut von des Königs abermaligem Begehren, mit seinen Gesellen zum Walde hinaus, und befahl ihnen, als der Forst erreicht war, draußen zu bleiben, Deß waren die Jäger gar herzlich froh und zufrieden, denn das Wildschwein hatte sie schon öfter dermaßen empfangen, daß ihrer Viele das Wiederkommen auf immer vergessen hatten, und sie Alle nicht mehr begehrten, ihm nachzustellen, dankten daher dem Schneider sehr aufrichtig, daß er sich allein in die Fahrniß wage und sie in Nummero Sicher dahinten lasse. Der Schneider war noch nicht lange in den Wald getreten, so wurde das Wildschwein seiner ansichtig, und stürzte auf ihn zu mit schäumendem Rachen und wetzenden Hauern, und wollte ihn gleich zu Boden rennen, so daß sein Herz erzitterte und er sich schnell nach Rettung umsah. Da stand zum Glück eine alte verfallene Kapelle in dem Walde, darin man vor Zeiten Ablaß geholt, und da der Schneider nahe dabei stand, und die Kapelle ersah, sprang er mit einem Satz hinein, aber auch der Thüre



gegenüber mit einem Luftsprung durch ein Fenster, darin keine Scheiben mehr waren, wieder heraus, und alsbald folgte ihm die Wildsau, die nun in der Kapelle rumorte; der Schneider aber lief flugs um das Häuslein herum, wischte vor an die Thüre, warf sie eilends zu, nnd versperrte so das grausame Gewild in das Kirchlein, ging dann hin zu den Jagdgesellen, zeigte ihnen seine That an, die kamen hin, befanden die Sache also wahr und richtig, und ritten heim mit großer Verwunderung, dem König Bericht erstattend. Ob nun die Nachricht vom abermaligen glückhaften Sieg des heldenhaften Kriegsmannes den König mehr froh oder mehr traurig gemacht, das mag ein Jeglicher, selbst mit geringem Verstand, leichtlich ermessen, denn der König mußte nun dem Schneider die Tochter geben, oder fürchten, daß dieser seine Heldenkraft, davon er drei so erstaunliche Proben gegeben, gegen ihn selber wenden dürfte. Doch ist wohl zweifelsohne, hätte der König vollends gewußt, das der Held ein Schneider wäre, so hätte er ihm lieber einen Strick zum Aufhenken, denn seine Tochter geschenkt. Ob nun aber der König einem Manne ohne Herkunft und ohne Geburt, außer der von seiner Mutter, seine Tochter mit kleiner oder mit großer Bekümmerniß, gern oder ungern, gebe, danach fragte Schneiderlein gar wenig oder gar nicht, genug er war stolz und froh, des Königs Tochtermann geworden zu sein. Also wurde die Hochzeit nicht mit all zu großer Freudigkeit von königlicher Seite begangen, und aus einem Schneider war ein Königseidam geworden, ja ein König.

Als eine kleine Zeit vergangen war, hörte die junge Königin, wie ihr Herr und Gemahl im Schlafe redete, und vernahm deutlich die Worte: „Knecht, mache mir das Wamms — flicke mir die Hosen — spute Dich — oder ich — schlage Dir das Ellenmaaß über die Ohren!“ Das kam der jungen Königsgemahlin sehr verwunderlich vor, merkte schier, daß ihr Gemahl ein Schneider sei, zeigte das ihrem Herrn und Vater an, und bat ihn, er möge ihr doch von diesem Manne helfen. Solche

Rede durchschnitt des Königs Herz, daß er habe seine einzige Tochter einem Schneider antrauen müssen, tröstete sie auf das Beste, und sagte, sie solle nur in der künftigen Nacht die Schlafkammer öffnen, so sollten vor der Thür etliche Diener stehen, und wenn sie wieder solche Worte vernähmen, sollter diese Diener hinein gehen und den Mann geradezu umbringen. Das ließ sich die junge Frau gefallen und verhieß also zu thun. Nun hatte der König aber einen Waffenträger am Hofe, der war dem Schneider hold, und hatte des Königs untreue Rede gehört, verfügte sich daher eilend zu dem jungen König und eröffnete ihm das schwere Urtheil, das über ihn so eben jetzt ergangen und gefällt war, und bat ihn, er möge seines Leibes sich nach besten Kräften wehren. Dem sagte der Schneider-König ob seines Warnens großen Dank, und er wisse wohl, was in dieser Sache zu thun sei. Wie nun die Nacht gekommen war, begab sich zu gewohnter Zeit der junge König mit seiner Gemahlin zur Ruhe und that bald, als ob er schliefe. Da stand die Frau heimlich auf und öffnete die Thür, worauf sie sich wieder ganz still niederlegte. Nach einer Weile begann der junge König wie im Schlafe zu reden, aber mit heller Stimme, daß die draußen vor der Kammer es wohl hören könnten: „Knecht, mache mir die Hosen — bletze mir — das Wamms, oder ich will dir das Ellenmaaß über die Ohren schlagen. Ich — hab' Sieben auf einen Streich — todt geschlagen — zwei Riesen hab' ich — todt geschlagen — das Einhorn hab' ich gefangen — die Wildsau hab'



ich auch gefangen — sollt' ich Die fürchten — die draußen vo der Kammer stehen?"

Als die vor der Kammer solche Worte vernahmen, so flohe sie nicht anders, als jagten sie tausend Teufel, und keiner wollt der sein, der sich an den Schneider wagte. Und so war un blieb das tapfere Schneiderlein ein König all sein Lebtag un bis an sein Ende.

Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen.

Als unser lieber Herr und Heiland noch auf Erden wan delte, von einer Stadt zur andern, das Evangelium predigte un viele Zeichen that, kam zu ihm auf eine Zeit ein guter einfälti ger Schwab, und fragte ihn: Mein Leiden-Gesell, wo willst d hin?" Da antwortete ihm unser Herrgott: „Ich ziehe um, un mache die Leute selig." So sagte der Schwab: „Willst du mic mit dir lassen?" — „Ja," antwortete unser Herrgott, „wenn du fromm sein willt und weidlich beten." Das sagte der Schwa zu. Als sie nun mit einander gingen, kamen sie zwischen zwe Dörfer, darinnen läutete man. Der Schwab, der gern schwätzte fragte unsern Herrgott: „Mein Leiden-Gesell, was läutet man da?" Unser Heiland, dem alle Dinge wissend waren, antwortete „In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem an dern zum Begräbniß eines Todten." — „Gang du zum Tod ten!" sprach der Schwab, „so will ich zur Hochzeit gehn."

Darauf ging unser Herrgott in das Dorf und machte der Todten wieder lebendig, da schenkte man ihm hundert Gulden Der Schwab thät sich auf der Hochzeit um, half einschänken einem Gast um den andern, und auch sich selbst, und als die Hoch zeit zu Ende war, da schenkte man ihm einen Kreuzer. Das wa

der Schwab wohl zufrieden, machte sich auf den Weg und kam wieder zu unserm Herrgott. Alsbald, wie der Schwab diesen von Weiten sahe, hub er sein Kreuzerlein in die Höhe, und schrie: „Lug, mein Leiden-Gesell! Ich hab Geld; was hast denn du?“ trieb also viel Prahlens mit seinem Kreuzerlein. Unser Herrgott lachet seiner, und sprach:, „Ach ich hab' wohl mehr als du'“ thät den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der aber war nicht unbehend, warf geschwind sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden, und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen alles gemein mit einander haben!“ Das ließ unser Herrgott gut sein.

Nun als sie weiter mit einander gingen, begab es sich, daß sie zu einer Heerde Schafe kamen, da sagte unser Herrgott zum Schwaben: „Gehe, Schwab, zu dem Hirten, heiße ihm uns ein Lämmlein zu geben, und koche uns das Gehänge und Geräusch zu einem Mahle.“ — „Ja!“ sagte der Schwab, that, wie ihm der Herr geheißen, ging zum Hirten, ließ sich ein Lämmlein geben, zog's ab und bereitete das Gehänge zum Essen. Und im Sieden



da schwamm das Leberlein stets empor; der Schwab drückt's mit dem *Löffel unter, aber* es wollte nicht unten bleiben, das ver-

droß den Schwaben über alle Maaßen. Nahm deshalb ein Messer, schnitt das Leberlein, dieweil es gahr war von einander und aß es. Und als nun das Essen auf den Tisch kam, da fragte unser Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wär? Der Schwab aber war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämm'ein habe keines gehabt. „Ei!" sagte unser Herrgott: „wie wollte es denn gelebt haben ohne ein Leberlein?" Da verschwur sich der Schwab hoch und theuer: „Es hat bei Gott und allen Gottes-Heiligen keines gehabt!" Was wollte unser Herrgott thun? Wollte er haben, das der Schwab still schwieg, mußt' er wohl zufrieden sein.

Nun begab es sich, daß sie wiederum mit einander spazierten, und da läutete es abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Lieber, was läutet man da?" — „In dem Dorfe läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit," sagte unser Herrgott. „Wohl!" sprach der Schwabe. „Jetzt gang du zur Hochzeit, so will ich zum Todten!" (vermeinte, er wolle auch hundert Gulden verdienen). Fragte den Herrn weiter: „Lieber, wie hast du gethan, daß du den Todten auferwecket hast?" — „Ja," antwortete der Herr, „ich sprach zu ihm, steh auf im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes! Da stand er auf." — „Schon gut, schon gut!" rief der Schwab: „nun weiß ich's wohl zu thun!" und zog zum Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das sahe, rief er mit heller Stimme: „Halt da! Halt da! Ich will ihn lebendig machen, und wenn ich ihn nit lebendig mache, so henkt mich ohne Urtel und Recht."

Die guten Leute waren froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und setzten die Bahre, darauf der Todte lag, nieder. Der Schwab thät den Sarg auf, und fing an zu sprechen: „Steh auf im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!" Der Todte aber wollte nicht aufstehen. Dem Schwaben ward angst, er sprach seinen Segen zum andern und zum dritten Male, als aber jener Todte sich nicht erhob, so rief er voll Zorn: „Ei so

bleib liegen in tausend Teufels Namen!“ Als die Leute diese gottlose Rede hörten, und sahen, daß sie von dem Gecken betrogen waren, ließen sie den Sarg stehen, faßten den Schwaben und eileten demnächst mit ihm dem Galgen zu, warfen die Leiter an und führten den Schwaben hinauf.

Unser Herrgott zog fein gemachsam seine Straße heran, da er wohl wußte, wie es dem Schwaben ergehen werde, wollte doch sehen, wie er sich stellen würde, kam nun zum Gericht, und rief: „O guter Gesell, was hast du doch gethan? In welcher Gestalt erblick' ich dich?“ Der Schwab war blitzwild und begann zu schelten, der Herr hätte ihm den Segen nicht recht gelehrt. „Ich habe dich recht belehrt,“ sprach der Herr. „Du aber hast es nicht recht gelernt und gethan, doch dem sei, wie ihm wolle. Willt du mir sagen, wo das Leberlein hinkommen ist, so will ich dich erledigen!“ — „Ach!“ sagte der Schwab, „das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt! Weß zeihest du mich?“ — „Ei du willst's nur nicht sagen!“ sprach der Herr. „Wohlan, bekenn' es, so will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fing an zu schreien: „Henket mich, henket mich! So komm' ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein, und hört doch wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat! Henket mich nur stracks und flugs!“

Wie solches unser Herrgott hörte, daß sich der Schwab eher wollt henken lassen, als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herab zu lassen, und machte nun selbst den Todten lebendig.

Als sie nun mit einander wieder von dannen zogen, sprach unser Herrgott zum Schwaben: „Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen, und dann von einander scheiden, denn wenn ich dich allewege und überall sollte vom Galgen erledigen, würde mir das zu viel.“ Nahm also die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als Solches der Schwab sahe, fragte er: „Ei Lieber, warum machst du drei Theile, so doch unser nur zween sind?“ — „Ja,“ antwortete unser lieber Herrgott, „der eine Theil, der ist mein; der andere

Theil, der ist dein, und der dritte Theil, der ist dessen, der das Leberlein gefressen hat!" Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab' ich's bei Gott und allen lieben Gottes-Heiligen doch gefressen!" Sprach's und strich auch den dritten Theil ein, und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

Die Probestücke des Meister-Diebes.

Es wohnten in einem Dorfe ein Paar sehr arme alte Leute mutterseelenallein in einem geringen Häuslein, das ganz weit draußen stand, und hörte gerade mit diesem Häuslein das Dorf auf. Die beiden Alten waren brav und fleißig, aber sie hatten keine Kinder. Einen Sohn, einen einzigen, hatten sie gehabt, aber der war ein ungerathener Bube gewesen, und heimlich auf und davon gegangen, hatte auch sein Lebetag nichts wieder von sich hören lassen, und so glaubten die beiden Alten, ihr Einziger sei lange todt und bei Gott gut aufgehoben.

Nun saßen einstmals die beiden Alten vor ihrer Hausthür, an einem Feiertage, da fuhr zum Dorfe herein ein stattlicher Wagen, den zogen sechs schöne Rosse, und darin saß ein einzelner Herr, hintenauf stand ein Bedienter, dessen Hut und Rock von Gold und Silber nur so starrte. Der Wagen fuhr durch das ganze Dorf, und die Bäuerlein, die gerade aus der Kirche kamen, meinten schier, es fahre ein Herzog oder gar ein König vorbei, denn solche Pracht konnte der Edelmann, der droben im alten Schloß wohnte, nicht aufwenden. Da hielt mit einem Male der Wagen vor dem letzten Häuslein still, der Bediente sprang vom Bocke, und öffnete dem darin sitzenden Herrn den Schlag, welcher ausstieg, uud auf die beiden Alten zueilte, die

sich ganz bestürzt von ihrer Bank erhoben hatten. Er bot ihnen freundlich guten Tag und Handschlag und fragte, ob er nicht ein Gericht Kartoffelhütes (Klöße) mit ihnen essen könne? Darüber verwunderte sich am meisten das Mütterlein, aber der junge hübsche und sehr vornehm gekleidete Herr stillte alsbald ihr Staunen, indem er sagte, daß ihm noch kein Koch diese Hütes habe recht machen können, er wollte sie einmal von Landleuten zubereitet essen, wie in seiner Jugend. Da luden die Alten den edlen Junker, für den sie den Fremdling hielten, freundlich in ihre Hütte, und er ließ den Wagen mit Kutscher und Bedienten einstweilen in das Wirthshaus fahren. Das Mütterlein holte eilends Kartoffeln aus dem kleinen Keller des Häusleins herauf, schälte, rieb und preßte sie, ließ Wasser sieden, that die geballten Klöße, zu denen sie etwas Schmalz gethan, hinein, und segnete dieses Essen mit dem frommen Spruch: „Gott behüt es,“ davon denn auch die Klöße an vielen Orten Südthüringens Hütes heißen. In dieser Zeit, daß die Alte ihr Mahl bereitete, war ihr Mann mit dem Fremdling in das Hausgärtchen gegangen, wo er an kurz zuvor gepflanzten jungen Bäumen sich eine kleine Beschäftigung machte, und nachsah, ob die Pfähle, an welche die Stämmchen mit Weiden gebunden waren, noch fest hielten, und der Wind keine Weide losgerissen hatte, und wo dies geschehen war, da band der Alte jedes Stämmchen wieder fest. Da hub der junge Fremde an zu fragen: „warum bindet ihr dieses kleine Stämmchen dreimal an?“ — „Ja!“ sprach der Alte, „da hat es drei Krümmen, darum bind' ich's fest, daß es gerade wächst.“ „Das ist recht, Alter!“ sprach der Fremde; „aber dort habt ihr ja einen alten krummen Knorz von Baum! Warum bindet ihr den nicht auch an einen Pfahl auf, daß er gerade wird?“ — „Hoho!“ lachte der Alte: „alte Bäume, wenn sie krumm sind, werden nicht wieder gerad. Wenn man sie gerade haben will, muß man sie jung gut ziehen.“ — „Habt ihr auch Kinder?“ fragte der Fremde weiter. „O lieber Gott, Euer Gnaden!“ antwortete der Mann, „gehabt hab' ich einen Jungen, war ein

erzer Nichtsnutzer, hat wilde böse Streiche gemacht, und ist mir zuletzt davon gelaufen, und sein Lebtag nicht wiedergekommen. Wer weiß, wo ihn der liebe Gott hingeführt hat, oder der Böse." „Warum habt ihr denn euren Sohn nicht bei Zeiten gerad gezogen, wie diese da, eure Bäumchen!" sprach betrübt und vorwurfsvoll der Fremde. „Wenn er nun ein ungerathner krummer Knorz und Wildling worden, so ist's eure Schuld. Aber wenn er euch nun wieder unter die Augen käme, würdet ihr ihn wohl erkennen?" — „Weiß auch nicht, lieber Herr!" erwiederte der Bauer: „er wird wohl in die Höhe geschossen sein, wenn er noch lebt, doch hatte er ein Muttermal am Leibe, daran allenfalls könnt ich ihn kennen. Der kommt aber doch erst am Nimmermehrstag wieder heim." Da zog der Fremde seinen Rock aus, und zeigte dem Alten ein Muttermal; der schlug die Hände übern Kopf zusammen, und schrie: „Herr Jes's! Du bist mein Sohn — aber nein — du bist so schrecklich fürnehm. Bist du denn ein Graf geworden, oder gar ein Herzog?" — „Das nicht Vater," sprach der Sohn leise, „aber etwas anders, ein Spitzbub bin ich geworden, weil ihr mich nicht gerade gezogen habt. doch laßt's gut sein, ich hab' meine Kunst tüchtig studirt, bin nicht etwa so ein miserabler Pfuscher, wie's ihrer viele giebt."

Der alte Mann war ganz stumm vor Schreck und vor Freude, führte den Sohn an der Hand ins Haus, und zur Mutter, die justement die Klöße fertig hatte und auftrug, und sagte ihr alles. Da fiel das Mütterlein ihrem Sohn an das Herz. und um den Hals, küßte ihn und weinte und sagte: „Dieb hin, Dieb her! Du bist doch mein lieber Sohn, den ich unterm Herzen getragen habe, und mir hüpft das Herz hoch in der Brust, daß ich dich in meinen alten Tagen wieder gesehen! Ach, was wird dein Herr Pathe sagen, droben auf dem Schloß der Edelmann!" — „Ja!" sprach dazwischen der Vater, während alle drei nun mit einander tapfer in die Klöße einhieben; „Dein Herr Pathe wird nichts von dir wissen wollen, bei so bewandten *Umständen*, wie es mit dir steht; er wird dich am Ende an dem

lichten Galgen zappeln lassen.“ — „Nun, besuchen will ich ihn doch, den Herrn Pathen!“ antwortete der Sohn, ließ seinen Wagen anspannen und fuhr auf's Schloß hinauf.

Der Edelmann war sehr erfreut, seinen Pathen, den er als armes Kind aus Gnaden zur Taufe gehoben, so stattlich wieder vor sich treten zu sehen, als dieser sich ihm zu erkennen gab. Aber darüber freute er sich nicht im Mindesten, als auf Befragen, was er denn in der Welt geworden sei, der junge Pathe zur Antwort gab, er wäre ein ausgelernter Spitzbube geworden. Sann also bald darüber nach, wie er mit guter Art einen so gefährlichen Menschen in Zeiten los werden möchte.

„Wohlan!“ sprach der Edelmann zu seinem Pathen, „wir wollen sehen, ob du das deinige ordentlich gelernt hast, und ein so großer Dieb geworden bist, den man mit Ehren laufen lassen kann, oder nur so ein kleiner, den man an den ersten besten Galgen henkt. Letzteres werde ich in meinem Gerichtsbann mit dir unfehlbar thun, wenn du nicht die drei Proben bestehest, die ich dir auferlegen werde?“ — „Nur her damit, gestrenger Herr Pathe! Ich fürchte mich vor keiner Arbeit.“

Der Edelmann sann eine kleine Weile nach, dann sprach er: „Hör' an! Dieses sind die drei Proben. Zum Ersten: stiehl mir mein Leibpferd aus dem Stalle, den ich wohl bewachen lasse von Soldaten und Stallleuten, die Jeden todtschlagen, der Miene macht, in den Stall zu dringen. Zum Andern: stiehl mir, wenn ich mit meiner Frau im Bette liege, das Betttuch unterm Leibe weg, und meiner Frau den Trauring vom Finger, doch wisse, daß ich geladene Pistolen zur Hand habe. Zum Dritten und Letzten, — und merke, das ist das schwerste Stück: stiehl mir den Pfarrer und Schulmeister aus der Kirche und hänge sie beide lebend in einem Sack in meinen Schornstein. Thor und Thüren sollen dir dazu offen stehen.“

Der Meister-Dieb bedankte sich freundlich bei seinem Herrn Pathen, daß er ihm so leichte Stücklein aufgegeben, und ging seiner Wege, um in nächster Nacht gleich das erste Stück aus-

zuführen. Der Edelmann traf alle Anstalten, sein Leibroß zu bewachen zu lassen. Sein erster Reitknecht mußte sich darauf setzen, ein anderer Diener mußte den Zaum fassen, ein dritter den Schwanz, und vor die Thüre ordnete der Herr eine Soldatenwache.

Die wachten und wachten, froren und fluchten, denn es war kalt, und Alle waren durstig; da zeigte sich ein altes müdes Mütterlein, das trug ein Fäßlein auf einem Korbe, hüstelte schwer und keuchte zum Schloßhof hinein.

Das Fäßlein weckte in der Seele der Soldaten ganz besonders anziehende Gedanken, nämlich die, daß möglicherweise Branntwein darin sein könne, und daß Branntwein ein Specificum gegen den Nachtfrost sei und gegen die bösen Nebel. Riefen daher das alte Mütterlein zum Feuer, daß sich's wärme, und forschten nach dem Inhalt des Fäßleins. Richtig geahnet! Branntwein war darin, und noch dazu veredelter, Doppelpomeranzen, Spanischbitter oder so eine Sorte. Auch war das Fäßlein nicht tückischer Weise verpicht und verspundet, sondern es war ein Hähnlein daran, und die Frau hatte, das war das Beste, den Branntwein zu verkaufen. Da kauften die Soldaten ein Becherlein um's andere, riefen's auch den Wächtern im Stalle zu, daß draußen im Hofe der Waizen blühe, und das alte Frauchen hatte alle Hände voll zu thun mit Einschänken, so daß ihr Fäßlein schier leer war. Die alte Frau war aber kein anderer Mensch als der Erzdieb, der sich gut verkleidet und in den Schnaps einen barbarischen Schlaftrunk gemischt hatte. Es währte gar nicht lange, so fiel ein Soldat nach dem andern in Schlaf und den Wächtern im Stalle fielen auch die Augen zu, und es war gut, daß der Dieb schon im Stalle bei dem Pferde stand, so konnte er den Reitknecht in seinen Armen auffangen, als dieser gerade vom Pferde fiel, und ihn sanft rittlings auf die Schranke setzen und was weniges anbinden, damit der gute Mensch nicht etwa auch da herunter falle und Schaden leide. Dem Leibkutscher, der den Zaum hielt, und in der Ecke schnarchte

ließ der Dieb einen Strick in die Hand, und dem Stallknecht statt des Roßschweifes ein Strohseil. Dann nahm er eine Pferdedecke, schnitt sie in Stücken, wickelte sie um des Rosses Füße, schwang sich in den Sattel, und heidi, hast du nicht gesehen — zum Stall und zum offen gebliebenen Schloßthor hinaus.



Als es heller Tag geworden, sah der Edelmann zum Fenster hinaus, und sah einen stattlichen Reiter daher gallopirt kommen, auf einem nicht minder stattlichen Roß, das ihm so bekannt vorkam. Der Reiter hielt an, und bot guten Morgen hinauf zum Schloßfenster. „Guten Morgen, Herr Pathe! Euer Pferd ist Goldes werth!“ — „Ei daß dich alle Teufel!“ rief der Edelmann, wie er sah, daß das Pferd seine Schäcke war. „Du bist ein Gaudieb! Nu, nu — nur zu! Laß deine Kunst weiter sehen!“ Der Edelmann nahm seine Reitpeitsche und ging nach dem Stalle voller Zorn; als er aber die wunderlichen Gruppen der noch immer schlafenden Wächter sah, mußte er laut auflachen, gedachte aber bald in seinem Herzen: wenn der Gauner diese Nacht kommt, mir das Betttuch zu stehlen, will ich ihm eine Kugel durch den Kopf schießen, denn solch einen gefährlichen Kerl möchte ich nicht in meiner Nähe wissen.

Da nun die Nacht herbeigekommen war, legte sich der Edelmann mit seiner Frau zu Bette, und neben sich legte er eine geladene Pistole und unterschiedliche andere Wehr und Waffen, schlief auch nicht ein, sondern blieb wachsam, horchte und lauschte ob sich nichts rege. Lange blieb alles still, jetzt endlich, es war

schon ziemlich dunkel, war es, als würde eine lange Leiter angelehnt, und bald darauf wurde draußen am Fenster die Gestalt eines Menschen sichtbar, der herein steigen wollte. „Erschrick nicht, Frau!“ rief leise der Edelmann, nahm die Pistole, zielte gut, drückte los, und schoß den Räuber mitten durch den Kopf, dieser wankte und gleich darauf hörte man unten einen schweren Fall. „Der steht nicht wieder auf,“ sprach der Edelmann, „doch möcht ich Aufsehen vermeiden, ich will deshalb geschwind die Leiter hinuntersteigen, daß im Hause kein Lärm wird, und den Erschossenen bei Seite schaffen.“ Das war der Edelfrau recht, und ihr Mann that, wie er gesagt. Bald darauf kam er wieder herauf und sprach zur Frau: „Der ist mausetodt; ich will den armen Teufel aber doch, ehe ich ihn in die Grube werfe, in einen Lailaken hüllen, und da er um deines Ringes willen sein Leben hat lassen müssen, so wollen wir ihm diesen anstecken: gieb mir den Ring und auch das Betttuch.“ Die Frau gab beides her, und jener stieg eilend wieder hinunter. Es war aber nicht der Edelmann, sondern der Meister-Dieb, der, um sein Stücklein auszuführen, vom ersten besten Galgen (damals gab es in Deutschland noch alle Wege viele Galgen), einen frisch Gehenkten abgeschnitten und ihn dann auf seine Schultern geladen hatte, als er die Leiter emporstieg. Wie drinnen der Schuß fiel, ließ er den Leichnam hinunter stürzen, stieg eilend die Leiter herab und versteckte sich. Und wie nun der Edelmann herunter kam und sich mit dem vermeintlich Erschossenen zu schaffen machte, wischte er rasch hinauf ins Zimmer der Frau, ahmte des Pathen Stimme nach und forderte Ring und Betttuch.

Am andern Morgen sah der Edelmann wieder nach seiner Gewohnheit zum Fenster hinaus, da ging drunten ein Mann auf und ab, der hatte, wie es schien, Leinwand zu verkaufen, mindestens trug er ein zusammengeschlagenes Bündel über der Schulter, und ließ einen schönen Ring in der Morgensonne blitzen und funkeln. Mit einem Male rief der Mann hinauf: „Schönsten guten Morgen, Herr Pathe! Ich wünsche Ihnen

und der Frau Pathin recht wohl geruht zu haben!" — Der Edelmann war wie vom Donner gerührt, als er seinen Pathen, den er die vorige Nacht mit eigner Hand erschossen und mit derselben Hand in eine Grube geworfen, leibhaftig stehen sah, und fragte hastig seine Frau nach Ring und Tuch. „Nun, du hast mir's ja diese Nacht abverlangt!" erwiederte die Dame. „Der Satan! Aber ich nicht!" tobte der Edelmann — doch gab er sich bald wieder, in Erwägung, daß der kühne Dieb noch mehr hätte nehmen können. Er machte dem Pathen eine Faust zum Fenster hinaus und rief: „Erzgauner! Das Dritte! Das Dritte bringt dich sicherlich an den Galgen!"

In der nächsten Nacht darauf begab sich etwas Seltsames auf dem Gottesacker. Der Schulmeister, der diesem zunächst wohnte, wurde es zuerst gewahr, und meldete es dem Herrn Pfarrer. Ueber den Gräbern wandelten kleine brennende Lichtlein in unstäter Bewegung umher. „Das sind die armen Seelen, Schulmeister!" flüsterte der Pfarrer mit Grausen. Plötzlich



lich erschien eine große schwarze Gestalt auf den Stufen der Kirchthüre, die rief mit hohlem Tone:

Kommt All' zu mir, kommt All' zu mir,
Der jüngste Tag ist vor der Thür!
O Menschenkinder, betet still!
Die Todten sammeln schon ihr Gebein!
Wer mit mir in den Himmel will,
Der kreuch in diesen Sack hinein!

Wollen wir, frug der Schulmeister den Pfarrer mit Zähneklappern. „Zeit wär's, vorm Thorschluß. Der heilige Apostel Petrus ruft uns, das ist keine Frage. Aber Reisegeld?" — „Ich habe mir zwanzig Kronen erdarbt," wisperte das Schulmeisterlein. „Ich habe hundert Dicketonnen (Laubthaler) für den Nothfall zurückgelegt!" sprach der Pfarrer. „Holen wir's und nehmens mit!" riefen beide und thaten also, dann näherten sie sich der scharzen Gestalt mit Furcht und Zittern. Diese war der Meister-Dieb: er hatte Krebse gekauft und ihnen brennende Wachslichterlein auf den Rücken geklebt, das waren die armen Seelen, hatte einen Mönchsbart und eine Mönchskutte, und einen Hopfensack, in den er die beiden Schwarzröcke aufnahm, nachdem er ihnen ihr Erspartes abgenommen. Jetzt schnürte er den Sack zu und schleifte ihn hinter sich her durch das Dorf und durch einen Tümpel, wobei er rief: „Jetzt geht's durch das rothe Meer!" dann durch den Bach: „Jetzt geht's durch den Bach Kidron," dann durch die Schloßflur, allwo es kühl war: „Jetzt gehts durch das Thal Josaphat," dann zur Treppe hinauf: „Dieses ist schon die Himmelsleiter," endlich hing er den Sack im Schornstein auf an einen Haken, daran man die Schinken räuchert, machte darunter einen ziemlichen Qualm und rief mit schrecklicher Stimme: „Dieses ist das Fegefeuer! Dieses dauert etwelche Jahre!" und machte sich fort. Da schrien Pfarrer und Schulmeister Zeter Mordio, daß das ganze Hausgesinde zusammen lief. Der Meister-Dieb aber trat kecklich zum Edelmann: „Herr Pathe, meine dritte Probe ist auch gelöst. Pfarrer und Schulmeister hängen im Schornstein, und so es euch gefällig, könnt ihr sie selber zappeln sehen und

schreien hören!" „O du Erzschalk und Erzgauner, du Erzbösewicht und Meister-Dieb aller Meister-Diebe!" rief der Edelmann und gab gleich Befehl, jene aus dem Fegefeuer zu erlösen. „Du hast mich überwunden, hebe dich von dannen, Hier hast du ein Goldstück. Hebe dich von dannen, komme mir nicht mehr vor Augen, und laß dich für dein Geld henken, wo es dir gefällig ist."

Danke zum Allerschönsten, gestrenger Herr Pathe, und will so thun!" antwortete der Spitzbub, „aber wollt ihr nicht die Pfänder auslösen, die ich redlich erworben habe? Euer Leibroß mit zweihundert Kronen, eurer Gemahlin Trauring und das Tuch mit hundert Kronen, des Pfarrers und Schulmeisters Geld mit hundert und zwanzig Kronen! Wo nicht so fahr' ich damit von dannen." Den Edelmann rührte fast der Schlag: er sprach: „Lieber Pathe, das war ja alles nur ein Spaß, du wirst diese Güter nicht an dir behalten wollen! ich schenke dir ja das Leben." „Nun, so will ich gehen, und euch die Sachen alle herbringen!" sprach der Meister-Dieb; ging und ließ seinen Wagen anspannen, seinen alten Vater und seine Mutter hineinsetzen, setzte sich selbst auf des Edelmanns Roß, steckte den prächtigen Ring an den Finger und schickte dem Edelmann nur das Betttuch mit einem Brieflein, darin stand: „Gebt dem Pfarrer und dem Schulmeister ihr Geld zurück, sonst stiehlt euch eure Frau

Dero unterthäniger Pathe und Meister-Dieb."

Da bekam der Edelmann große Furcht, trug den Schaden und wollte nichts mehr von seinem Pathen wissen, erfuhr auch nichts mehr von ihm, denn der war mit seinen Aeltern in ein fernes Land gezogen und ein ehrlicher und angesehener Mann geworden.

Die verzauberte Prinzessin.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, der hatte zwei Söhne, einen guten, der hieß Hans, und einen bösen, der hieß Helmerich. Wie das aber wohl geht in der Welt, der Vater hatte den bösen mehr lieb als den guten.

Nun begab es sich, daß das Jahr einmal ein mehr als gewöhnlich theures war und dem Meister der Beutel leer ward. Ei, dachte er, man muß zu leben wissen. Sind die Kunden doch so oft zu dir gekommen, nun ist es an dir höflich zu sein und dich zu ihnen zu bemühen. Gesagt gethan. Früh Morgens zog er aus und klopfte an mancher stattlichen Thür; aber wie es sich denn so trifft, daß die stattlichsten Herren nicht die besten Zahler sind, die Rechnung zu bezahlen hatte Niemand Lust. So kam der Handwerksmann müde und matt des Abends in seine Heimath und trübselig setzte er sich vor die Thüre der Schenke ganz allein, denn er hatte weder das Herz mit den Zechgästen zu plaudern, noch freute er sich sehr auf das lange Gesicht seines Weibes. Aber wie er da saß in Gedanken versunken, konnte er doch nicht lassen hinzuhören auf das Gespräch, das drinnen geführt ward. Ein Fremder, der eben aus der Hauptstadt angelangt war, erzählte, daß die schöne Königstochter von einem bösen Zauberer gefangen gesetzt sei und müsse im Kerker bleiben ihr Lebelang, wenn nicht Jemand sich fände, der die drei Proben löste, welche der Zauberer gesetzt hatte. Fände sich aber einer, so wäre die Prinzeß sein und ihr ganzes herrliches Schloß mit all seinen Schätzen. Das hörte der Meister an zuerst mit halbem Ohr, dann mit dem ganzen und zuletzt mit allen beiden, denn er dachte: mein Sohn Helmerich ist ein aufgeweckter Kopf, der wohl den Ziegenbock barbieren möchte, so das einer von ihm

heischte; was gilt's, er löst die Proben und wird der Gemahl der schönen Prinzeß und Herr über Land und Leute. Denn also hatte der König, ihr Vater, verkündigen lassen. — Schleunig kehrte er nach Haus und vergaß seine Schulden und Kunden über der neuen Mähr, die er eilig seiner Frau hinterbrachte. Des andern Morgen schon sprach er zum Helmerich, daß er ihn mit Roß und Wehr ausrüsten wolle zu der Fahrt, und wie schnell machte der sich auf die Reise! Als er Abschied nahm, versprach er seinen Eltern, er wolle sie sammt dem dummen Bruder Hans gleich holen lassen in einem sechsspännigen Wagen; denn er meinte schon, er wäre König. Uebermüthig wie er dahin zog, ließ er seinen Muthwillen aus an allem, was ihm in den Weg kam. Die Vögel, die auf den Zweigen saßen und den Herrgott lobten mit Gesang wie sie es verstanden, scheuchte er mit der Gerte von



den Aesten und kein Gethier kam ihm in den Weg, daran er nicht seinen Schabernack ausgelassen hätte. Und zum ersten

begegnete er einem Ameisenhaufen; den ließ er sein Roß zertreten, und die Ameisen, die erzürnt an sein Roß und an ihn selbst krochen und Pferd und Mann bissen, erschlug und erdrückte er alle. Weiter kam er an einen klaren Teich, in dem schwammen zwölf Enten. Helmerich lockte sie ans Ufer und tödtete deren elf, nur die zwölfte entkam. Endlich traf er auch einen schönen Bienenstock; da machte er es den Bienen wie er es den Ameisen gemacht. Und so war seine Freude, die unschuldige Creatur nicht sich zum Nutzen, sondern aus bloßer Tücke zu plagen und zu zerstören.

Als Helmerich nun bei sinkender Sonne das prächtige Schloß erreicht hatte, darin die Prinzessin verzaubert war, klopfte er gewaltig an die geschlossene Pforte. Alles war still; immer heftiger pochte der Reiter. Endlich that sich ein Schiebfenster auf und hervor sah ein altes Mütterlein mit spinnewebfarbigem Gesichte, die fragte verdrießlich, was er begehre. „Die Prinzeß will ich erlösen," rief Helmerich, „geschwind macht mir auf." „Eile mit Weile, mein Sohn," sprach die Alte; „morgen ist auch ein Tag, um neun Uhr werde ich dich hier erwarten." Damit schloß sie den Schalter.

Am andern Morgen um neun Uhr, als Helmerich wieder erschien, stand das Mütterchen schon seiner gewärtig mit einem Fäßchen voll Leinsamen, den sie ausstreute auf eine Wiese. „Lies die Körner zusammen," sprach sie zu dem Reiter, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan sein." — Helmerich aber dachte, das sei ein alberner Spaß und lohne es nicht sich darum zu bücken; er ging derweil spazieren und als die Alte wiederkam, war das Fäßchen so leer wie vorher. „Das ist nicht gut," sagte sie. Darauf nahm sie zwölf goldene Schlüsselchen aus der Tasche und warf sie einzeln in den tiefen dunkeln Schloßteich. „Hole die Schlüssel herauf," sprach sie, „in einer Stunde komme ich wieder, da muß die Arbeit gethan sein." Helmerich lachte und that wie vorher. — Als die Alte wiederkam und auch diese Aufgabe nicht gelöst war, da rief sie zweimal:

gut! nicht gut!" Doch nahm sie ihm bei der Hand und
ihn die Treppe hinauf in den großen Saal des Schlosses;
jen drei Frauenbilder, alle drei in dichte Schleier verhüllt.
le, mein Sohn," sprach die Alte, „aber sieh dich vor, daß
)t wählst. In einer Stunde komme ich wieder." Helmerich
icht klüger, da sie wiederkam als da sie wegging; über=
ʒ aber rief er auf's Gerathewohl: „Die zur Rechten
ich." — Da warfen alle drei die Schleier zurück; in der
saß die holdselige Prinzeß, rechts und links zwei scheuß=
Drachen, und der zur Rechten packte den Helmerich in
Krallen und warf ihn durch das Fenster in den tiefen
:nd.

ℨin Jahr war verflossen seit Helmerich ausgezogen die
:ß zu erlösen und noch immer war bei den Eltern kein
ánniger Wagen angelangt. „Ach," sprach der Vater, „wäre
er ungeschickte Hans ausgezogen statt unsres besten Buben,
ire das Unglück doch geringer." „Vater," sagte Hans,
mich hinziehen, ich will's auch probiren." Aber der Vater
nicht, denn was dem Klugen mißlingt, wie führte das der
hickte zu Ende? Da der Vater ihm Roß und Wehr versag=
chte Hans sich heimlich auf und wanderte wohl drei Tage
ɔen Weg zu Fuß, den der Bruder an einem geritten war.
r fürchtete sich nicht, und schlief des Nachts auf dem weichen
unter den grünen Zweigen so sanft wie unter dem Dach
Eltern; die Vögel des Waldes scheuten sich nicht vor ihm,
n sangen ihn in Schlaf mit ihren besten Weisen. Als er
n die Ameisen kam, die beschäftigt waren ihren neuen Bau
llenden, störte er sie nicht, sondern wolle ihnen helfen,
e Thierchen, die an ihn hinaufkrochen, las er ab ohne sie zu
, wenn sie ihn auch bissen. Die Enten lockte er auch an's
aber um sie mit Brosamen zu füttern; den Bienen warf er
schen Blumen hin, die er am Wege gepflückt hatte. So
r fröhlich an das Königsschloß und pochte bescheiden am
:er. Gleich that die Thüre sich auf und die Alte fragte nach

seinem Begehr. „Wenn ich nicht zu gering bin möchte ich es auch versuchen die schöne Prinzeß zu erlösen," sagte er. „Versuche es, mein Sohn," sagte die Alte, „aber wenn du die drei Proben nicht bestehst, kostet es dein Leben." „Wohlan, Mütterlein," sprach Hans, „sage, was ich thun soll." Jetzt gab die Alte ihm die Probe mit dem Leinsamen. Hans war nicht faul sich zu bücken, doch schon schlug es drei Viertel und das Fäßchen war noch nicht halb voll. Da wollte er schier verzagen, aber auf einmal kamen schwarze Ameisen mehr als genug und in wenigen Minuten lag kein Körnlein mehr auf der Wiese. Als die Alte kam, sagte sie: „Das ist gut!" und warf die zwölf Schlüssel in den Teich, die sollte er in einer Stunde herausholen. Aber Hans brachte keinen Schlüssel aus der Tiefe; so tief er auch tauchte, er kam nicht an den Grund. Verzweifelnd setzte er sich an's Ufer, da kamen die zwölf Entchen herangeschwommen, jede mit einem goldenen Schlüsselchen im Schnabel, die warfen sie in's feuchte Gras. So war auch diese Probe gelöst, als die Alte wiederkam, um ihn nun in den Saal zu führen, wo die dritte und schwerste Probe seiner harrte. Verzagend sah Hans auf die drei gleichen Schleiergestalten; wer sollte ihm hier helfen? Da kam ein Bienenschwarm durch's offene Fenster geflogen, die kreisten durch den Saal und summten um den Mund der drei Verhüllten. Aber von rechts und links flogen sie schnell wieder zurück, denn die Drachen rochen nach Pech und Schwefel, wovon sie leben; die Gestalt in der Mitte umkreisten sie alle und surrten und schwirrten leise: „Die Mittle, die Mittle." Denn da duftete ihnen der Geruch ihres eigenen Honigs entgegen, den die Königstochter so gern aß. Also da die Alte wiederkam nach einer Stunde, sprach Hans ganz getrost: „Ich wähle die Mittle." Und da fuhren die bösen Drachen zum Fenster hinaus, die schöne Königstochter warf ihren Schleier ab und freute sich der Erlösung und ihres schönen Bräutigams. Und Hans sandte dem Vater der Prinzeß den schnellsten Boten und zu seinen Eltern einen goldenen Wagen mit sechs Pferden bespannt und sie alle

leben herrlich und in Freuden, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch.



Der Schmied von Jüterbogk.

Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein. Es war dieser Schmied erst ein junger Bursche, der einen sehr strengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reisen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in seiner Kunst über alle Maßen geschickt und tüchtig. Er hatte eine Stahltinktur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit bestrichen wurde, und gesellte sich dem Heere Kaiser Friedrichs II. zu, wo er kaiserlicher Rüstmeister wurde und den Kriegszug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiser gestorben war, mit vielem Reichthum in seine Heimath zurück. Er sah gute Tage, dann wieder böse, und wurde über hundert Jahre alt. Einst saß er in

seinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich schon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Esel beschlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heischen. Darauf sagte das Männlein zu Peter, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen gestohlen, es solle Keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter können — und weil er auch in der Stube öfters bestohlen worden war, so wünschte er, es solle Niemand ohne seine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männlein: „Vergiß das Beste nicht!“ und da that der Schmied den dritten Wunsch, sagend: „Das beste ist ein guter Schnaps, so wünsche ich, daß diese Bulle niemals leer werde!“ — „Deine Wünsche sind gewährt,“ sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort und fort bei gutem Wohlsein, denn die nie versiegenden Magentropfen in der Bulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien, der Schmied war scheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labsal zu vergönnen und ein paar Birnen von dem Baum zu holen, den er nicht selbst mehr besteigen könne aus großer Altersschwäche. Der Tod stieg auf den Baum und der Schmidt sprach: „Bleib droben!“ denn er hatte Lust, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen seine Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch ein so scheußlich durres Gerippe ist. Auf Erden aber starb Niemand mehr, weder Mensch noch Thier, darüber entstand viel Unheil, und endlich



der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, dann ließ er ihn los. [...]hend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden [...]uräumen. Da er sich an dem Schmied nicht rächen konnte, [...]etzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieser ihn hole. [...]ser machte sich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied [...] den Schwefel voraus, schloß seine Thüre zu, hielt mit den [...]llen einen ledernen Sack an das Schlüsselloch, und wie [...] Urian hindurch fuhr, da er nicht anders in die Schmiede [...]nte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und

nun ganz unbarmherziglich mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz mürbe wurde und das Wiederkommen auf immer verschwur. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm gestorben waren, des Erdenlebens satt und müde wurde. Machte sich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er bescheidentlich am Thore klopfte. Da schaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm seinen Schutzpatron und Schutzgeist, der ihn oft aus Noth und Gefahr sichtbar errettet und ihm zuletzt die drei Wünsche gewährt hatte. Jetzt aber sprach Petrus: „Hebe dich weg, der Himmel bleibt dir verschlossen; du hast das Beste zu erbitten vergessen: die Seligkeit!“ — Auf diesen Bescheid wandte sich Peter, und gedachte sein Heil in der Hölle zu versuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im Anzuge sei, schlug er das Höllenthor ihm vor der Nase zu und setzte die Hölle gegen ihn in Vertheidigungsstand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle seine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kyffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrichen, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister Peter kommen sah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kyffhäuser flögen? Und als Peter das bejahte, so seufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und



die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. — Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, und auf dem Rathsfeld nahe dem Kiffhäuser ein alter dürrer abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit all seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

Vom Zornbraten.

Es war einmal ein Ritter, der hatte neben vielem Geld und Gut ein böses Weib, das wußte er nimmer zu bemeistern, und war schier auf Erden kein ärger Weib zu finden. Er aber war ehrenhaft und sanften Muthes. Beide hatten eine einzige Tochter, und die erzog die Mutter also in ihren eignen bösen Sitten und nach ihrem Schlag, daß sie arg und karg, mückisch und tückisch wurde. Gleichwohl hatte Gott das Maidlein zu einer schönen Jungfrau gebildet, daß, wer sie schaute, dem däuchte sie ein Bild von minniglicher Güte, wer aber näher mit ihr bekannt wurde, der nahm bald ihre Argheit wahr und mied sie gänzlich. Nun war die Jungfrau achtzehn Jahre alt und hätte gern einen Mann genommen, aber Keiner kam, der ihrer begehrt hätte.

Das bekümmerte den Vater mächtiglich, und eines Tages sprach er zu ihr: „Tochter, deiner Mutter Sitten und ihr übler Rath machen, daß du ohne Mann bleibest, oder aber, so einer dich nimmt, der nicht Lust hat, wie ich, böse Weibertücken geduldig zu tragen, so wirst du öfter geschlagen, als das Jahr Tage zählt, und wird dich noch das gereuen, daß du so in allen Stücken deiner Mutter gefolgt bist und gefolgt hast.“

Das hörte die Tochter des frommen Ritters sehr ungern. und sprach zorniglich: „Ei, Herr Vater! Ihr könnt viel reden, ehe mir eurer Worte auch nur eins gefällt! Ihr habt meiner Mutter auch immer viel zu viel gute Lehren gegeben, die sie euch nicht danket. Wißt ihr was? Thut was euch gut dünket, und mich lasset gewähren. Denn wenn auch schon morgen ein Freier käme, der mein begehrte, so wollte ich doch allezeit in der Ehe das längere Messer tragen.“

„O meine Tochter!“ antwortete der Rittersmann, „das dünkt mich nicht gut, daß du solche Gedanken hast. Du solltest doch darauf denken, besser zu sein, wie deine arge Mutter, sonst könnte es wohl kommen, daß du einen Mann bekämest, der so biderb und fromm ist, daß er dich bezwingt, und du hernach mit Scham, mit Schimpf und Schande nachgeben mußt.“

„Ei ja wohl!“ antwortete die Tochter. „Eh der Markt aus ist, giebt es noch mehr selben Kosents zu kaufen!“ und solche häßliche Spottreden mehr, die sie dem Vater gab, so daß er zornig ausrief: „O du böse Chriemhilt! So du deinem Vater nicht folgen willst, so soll dir dein Rücken satt von Schlägen werden! Wer immer dein begehre, er sei Ritter oder sei Knecht, der soll dich haben, und soll dich ziehen nach seinem Willen!“

„Oder ich ihn nach dem meinen!“ erwiederte trotzig die Tochter, und andere Reden mehr, bis dieser Wortwechsel endete.

Nun saß etwa drei Meilen von der Burg dieses guten Ritters ein anderer Rittersmann, der war reich an Geld und Gut und hatte Freiersgedanken, war auch hübsch vom Angesicht und höflich von Sitten, der vernahm auf Fragen und Sagen, wie schön und wie häßlich zugleich jenes Nachbarn Tochter sei, und dachte: ich wag es frei, und wende ihr Gemüth zur Tugend, und mache sie gut; wo nicht, so will ich sie doch um ihrer Schöne wohl oder übel nehmen. Ritt darauf mit seinen Gefreunden zum Vater der Maid und bat ihn um seine Tochter. Dieser Rittersmann offenbarte dem jungen Werber wie seine Tochter

gesittet sei, und jener sprach: „Ich hab' es wohl vernommen, aber gebt ihr mir sie zum Weibe! Will Gott, daß wir nur ein Jahr mit einander leben, so sollt ihr sehen, wie gut sie wird!“ — Darauf antwortete der künftige Schwäher: „Gott soll euch behüten vor ihrem Uebelmuth! Hütet euch, denn wenn sie auf ihrer Mutter Spur kommt, so lebt ihr bei ihr, wie lang sie lebe, nimmer einen guten Tag.“ Der Freier beharrte aber bei seinem Entschluß, und es ward ein Uebereinkommen getroffen und eine Eheberedung, daß der junge Ritter, sobald er wieder käme, die Maid mit sich nehmen und heimführen solle.

Die Mutter wußte von dieser Verhandlung weder viel noch wenig, sondern gar nicht, daß die Tochter einem Manne verlobt war, und als sie's nun erfuhr, ward sie überaus zornig, rief die Tochter und sprach: „Tochter, wisse, daß mein Fluch dich trifft, wenn du nicht deinem Manne so widerstehst, wie deinem Vater ich mit Krieg und harter Rede allezeit und an jedem Ort. Höre, was ich dir ansage: Ich war ein kleines Mägdelein, als ich zu deinem Vater kam, viel geringer als du, denn du bist vollgewachsen. Drei Wochen lang schlug mich dein Vater, daß ich krank wurde, und gab mir Wasser zur Labe, und doch hab' ich meinen Streit gewonnen und mein Recht bis da immer behauptet!“

„Mutter“, antwortete das feine Töchterlein, „ich sage euch, und sollt ich tausend Jahre leben, so mache ich meinen Mann zum Affen.“

Inzwischen kam nun der Tag der Heimführung; da kam der Ritter heran auf einem schönen Roß von hohem Preis, führte auch mit sich ein schlankes Windspiel und auf der Hand einen wohlgethanen Falken, nahm die Maid in Empfang ohne Weiteres und setzte sie hinter sich auf sein Roß, entsandte seine Diener alle, daß ihrer keiner mit den Zweien ritt, und nahm gleich Urlaub vom Vater seiner Braut. Der sprach zum Abschied ein bewegliches Wort: „Gottes Güte sei mit dir, o Tochter! Er gebe dir Ruhe im Glück und ein friedlicheres Herz, als ich an meiner Frau gefunden.“

Kaum war diese Rede gesprochen, so schlug die Mutter einen Lärm auf und schrie der Tochter nach: „Vernimm auch mein Wort! Du sollst alle deine Lebtage deinem Mann unterthan sein, so, wie ich dich gelehret habe!“ und die Tochter rief zurück: „Wohl, meine Mutter, so soll es geschehen nach deiner Lehre.“

So ritten nun die Beiden ganz allein miteinander hin, aber der Ritter vermied die Straße, um der Braut Arghеit willen, und ritt einen unbequemen, steilen und engen Seitenweg, wohl einer Meile lang, doch ritt er rasch, daß er in kurzer Zeit eine halbe Meile zurücklegte auf dem rauhen, ungebahnten Steinpfad. Da kamen sie an einen umbuschten Werder und der Falke begann nach seiner Art mit den Flügeln zu schlagen und von der Hand zu begehren, weil er auf Reiher stoßen wollte. Sprach der Ritter: „Mit deinem Federschlagen laß es gut sein, oder ich reiße dir den Kopf ab.“ Bald darauf sah der Falke eine Krähe fliegen, der wollte er nach; da sprach wiederum der Ritter: „Du bist betrogen, wenn du nach Ungemach strebst und nicht gern in Ruhe dich hältst, und so will ich dir gleich dein Recht thun. Stirb, da du nicht meinen Willen halten willst!“ Und er erwürgte den Falken, wie ein Huhn.

Die Maid erschrack ob dieser Rede und der tödtlichen That und begann den Ritter zu fürchten. Nun wurde der Pfad immer enger, steiniger und dorniger, und dem Windspiel schmerzten die Füße, und es vermochte nicht mehr, sich wie vor an des Pferdes Seite zu halten. Der Ritter, der es an einem Riemen führte, mußte es immer nachziehen, das war dem Ritter ungelegen, und er schalt das Windspiel: „Du böser Hofwart, hab' Acht, es kommt dir zum Unheil, daß du mir den Arm so erziehst!“ Der arme Hund vermochte aber nicht zu folgen, und da zog der Ritter sein Schwert und hieb ihn todt.

Die Maid unterdrückte einen Schrei des Unwillens, aber das Herz in der Brust erschrak ihr, es ward ihr weh zu Muthe, und sie dachte: Herr Gott, welch ein Wüthrich ist dieser Mann!

brachte mich denn der Teufel zu ihm! — Der Ritter aber behielt das Schwert blank in der Hand und begann nun mit seinem Roß zu schelten: „Was schnaubst du? Warum gehst du nicht Paß oder Trab? Du willst wohl nur auf ebnem Plan gehen? Du mußt sterben!“ Da nun das arme Roß nicht Paß traben konnte, welcher Gang ihm nie gelehrt worden war, so sprach der Ritter: „Frau steiget ab!“ Sie sprach: „Ich thue, was ihr mich heißt.“ Darauf stieg der Ritter auch ab, und hieb dem Pferd das Haupt vom Rumpfe, sprechend: „Wärest du nach meinem Sinn gegangen, so wäre dir nicht der Tod geworden. Frau, dies ist geschehen, wie ihr seht. Mir war das Pferd gar unlieb geworden, wie auch Windspiel und Falke. Nun aber ist mir ein ungewohnt und beschwerlich Ding, zu Fuße zu gehn, und ich habe deß keine Uebung. Ich werde nun euch reiten!“ und damit begann er, ihr Riemen und Bande anzulegen und auch den Sattel wollte er ihr aufschnallen. Sie sprach: „Herr, ich trüge schon genug an euch, lasset den Sattel und die Seile, viel herzlieber Herre mein, ich trage euch ja sanfter und besser ohne ihn.“

„Ei, Frau, wie stände mir das an, daß ich euch ritte ohne Sattel und Zeug?“ fragte der Ritter heftig. „Ihr habt böse Sitte, daß ihr gegen meinen Willen zu reden euch erkühnet!“ Und da ließ sie sich gefallen, daß er zur Stunde sie sattelte und aufzäumte, wie ein Roß, und ihr Zaum und Gebiß in den Mund legte, und gab ihr die Steigbügel in die Hände, die stramm zu halten, saß dann auf, und ritt sie so eine Weile, etwa dreier Speerlängen weit, bis ihr die Ohnmacht zuging von der schweren Last.

Da stieg der Ritter von ihr ab und sprach: „Frau, schnappt ihr nach Luft?“ — „O nein Herr!“ antwortete sie. Weiter sprach er: „Das ist ein schönes Feld, da könnt ihr nun im Zelt (Schritt) gehen.“ Sie sprach, indem sie auf Händen und Füßen weiter kroch: „Ich will es gern thun. Auf meines Vaters Hofe laufen viele Pferde, denen hab' ich Zeltgang abgelernt.“

„So wollt ihr alles thun, was ich will?" fragte der Ritter, und sie gegenredete: „Und wenn ich tausend Jahre leben sollte, so wollte ich thun was euch lieb ist!" Da hieß er sie aufstehn, und nahm sie schön an der Hand, und führte sie sittsam heim in sein Schloß, wo seine Freunde versammelt waren, die grüßten sie ehrfurchtsvoll und geleiteten sie in ihr Zimmer. Das geschah mit großen Freuden, und die Frau war das allerliebste Weib, ehrbar und wohlgezogen, ohne List und Trug, treu, ruhig, mild, keine Tugend fehlte ihr. Ihre Gäste empfing sie freundlich und fröhlich, und ohne Haß und Unwillen erfüllte sie, wie ein biederes Weib thun soll, die Wünsche ihres Eheherrn.

Als nun sechs Wochen vergangen waren, fuhren der jungen Frau Vater und Mutter zu ihrer Tochter hin, zu sehn, wie es ihr ergehe und wie sie sich gehabe. Bald genug erfuhr die Mutter, was geschehen war, und wie ihre Tochter ihrem Mann gehorsamte, als sie diese zornig schalt und ihr zurief: „O über dich unseliges Weib! Was ich sehen und hören muß, läßt mich zweifeln, daß du mein Kind bist. Was? Du lässest deinen Mann deinen Meister sein?" Und dabei schlug die böse Mutter die Tochter in's Gesicht und wo sie sonst hinkam, und fiel ihr in die Haare und raufte sie, schlug und schalt und trieb einen schrecklichen Unfug. Die junge Frau weinte und schrie: „Seid ihr hergekommen zu schelten, so wartet doch, bis ihr deß Ursach findet! Ich habe den allerbesten Mann, und er ist gut und bieder, wer aber seinen Willen nicht thut, dem geht er in seinem Zorn gleich an's Leben. Darum, Mutter, habt weisen Sinn und hütet euch, Arges wider ihn zu sprechen, denn er ist so zornmüthig, daß er alles, was seinem Willen entgegen ist, im Zorn richtet und vernichtet."

„Hoho! Morgen ist noch ein Tag!" höhnte die Mutter. „Wie schlimm dein Mann sei, das macht mir den geringsten Kummer! Nicht ein Haar stark acht ich seiner! Du alberne Trine! Dir muß der Teufel durch's Hirn fahren, daß du wagst, mir, deiner Mutter, mit deinem Mann zu dräuen!"

„Mutter, ich dräue euch ja nicht!“ vertheidigte die Tochter sich. „Ich sage euch ja nur die Wahrheit; ich darf euch doch wohl rathen, meinen Mann baß zu grüßen, denn wolltet ihr ihm thun, wie meinem Vater, so zerbläut er euch den Rücken, und obschon ihr nicht viel Haares mehr habt, ist's dessen noch genug, daß er's euch ausreißt!“

„Das wäre ein Hauptwerk!“ erwiederte böse die Mutter. „Ich fürcht' ihn nicht, und wenn er so groß wie ein Berg wäre; nicht mehr und nicht weniger fürcht' ich ihn, wie deinen Vater! Was hat der ausgerichtet mit mir nun die zwanzig Jahre? Noch heute gebe ich ihm um kein Haar breit nach!“

Während dieser Schaltrede der ältern Frau standen der Schwäher und der Tochtermann an einer heimlichen Stelle, wo sie jedes Wort hörten und der Alte sprach leise zu seinem Schwiegersohn: „Ich bin inniglich froh, daß ihr meiner Tochter starren Sinn bezwungen, und gern hinterlasse ich euch und ihr mein Hab und Gut, wenn ich dahin fahre.“ Der Schwiegersohn bedankte sich für die freundliche Gesinnung des Schwähers, der dann wieder zu ihm sprach: „Rathet mir doch, wie ich eurer Schwieger thue, die mir allezeit widerstrebt und mir mein Leben so bitterlich vergällt! Wär' es nur zu machen, daß sie etwa ein Jahr vor ihrem Tode wenigstens von ihrer Härte ließe, so hätte ich die sonderste Freude und all mein Leid ein Ende!“

Darauf verhieß der Schwiegersohn die Schwiegermutter gut zu machen auf seine Weise, wenn der Schwiegervater ihm das nicht wehren wolle. Der sprach: „Ich will euch nichts verwehren, siedet oder bratet sie, so will ich noch Holz dazu tragen.“

Der Ritter nahm alsbald heimlich vier flinke starke Knechte, vermaß sich großen Zorns, und ging nach der Kemnate, wo noch die Alte saß und immerfort auf ihn und ihre Tochter schalt. Als sie ihn kommen sah, grüßte sie ihn spöttisch: „Seid Gott willkommen, Herr Engelhart!“ „„Schönsten Dank, Frau Schlechthart!““ klang sein Gegengruß, und dabei trat er fest an sie heran und sprach: „Frau, laßt eure Unart, das bitt ich euch, gegen

euern und meinen Herrn. Er sollte euch unzählige Schläge auf euern Rücken mit einer eichenen Elle zumessen, bis euch so weh würde, daß ihr ein gut Weib würdet."

„Ei!" sprach sie: „ich höre wohl, daß ihr Viele so erschlagen habt, lieber Herr Guguguk! Ich habe aber doch bisher noch Haut und Haar behalten, hoff' es auch noch länger zu tragen! Was hab ich aber euch gethan?"

„Ihr scheltet täglich meinen Herrn, euern Mann, und verleidet ihm sein eignes Haus!" antwortete der junge Ritter; sie war aber gleich mit der Gegenrede zur Hand: „In meinem Hause heiße ich Kratzmaus! Ich kann darin sein Meister sein, wie mein eigner, und es soll ihm Gott, so lange ich lebe, nun keinen einzigen guten Tag mehr geben!"

„Und gibt Gott mir Glück," sprach der Schwiegersohn, „so acht' ich, daß ihr noch, ehe wir von einander gehen, eure bösen Ränke und Schwänke laßt."

„Daß es euch nur nicht mißglücke!" rief sie, „sonst habt ihr, so mir der große Gott von Schaafhausen, nur Schande und Spott davon!"

„Ich weiß, was euch so irr' und wirr und böse macht," nahm der Ritter wieder das Wort. „Ihr habt zwei Zornbraten hier an jeder Hüfte, davon kommt's, das ihr so üble Sitte habt, wenn euch die Jemand ausschnitte, das wär' vortrefflich gut, denn ihr würdet fröhlicher als jemals eine Frau, und für euren Mann wär's nicht minder gut."

„Ach! Ich freue mich, daß ihr so ein guter Arzt seid, lehrt doch eure Kunst meiner Tochter!" war ihre Antwort. „Habt ihr auch Bertram feil und Rieswurz? Ihr mischt wohl Beifuß zum Tranke?" —

„He! Euer Spott ist groß!" rief der Ritter, „aber er wird euch gleich versalzen werden; sobald wir eure Zornnieren und Zornbraten haben, so werdet ihr besser und frommer als ein Kind werden!"

„Genug mit eurem Klaffen, Klaffer!" schalt die Frau. Da

griffen aber die Knechte auf des Ritters Wink sie an, warfen sie nieder und der Tochtermann wetzte ein großes scharfes Messer, das setzte er ihr an ihre Hüfte und schnitt ihr durch Gewand und Hemde eine lange tiefe Wunde, daß ihr Hohnlachen ihr ganz verging; dann sprach er, indem er ein Stück Fleisch in ein Gefäß warf: „Seht, Frau, ihr seid manches Jahr ein schlimmes Weib gewesen, daran waren eure Zornbraten Schuld, die kann ich euch nicht länger lassen.“ Sie aber lag traurig und schreiend: „Das wußt ich an mir selbst nicht, aber ich weiß, welcher Teufel ihr mich berathen habt!“

„Ja, ihr habt noch einen Zornbraten,“ sprach der Ritter „an eurem andern Bein, der muß noch heraus!“

„Ach,“ klagte sie fast weinend: „der ist ganz klein, der schadet mir nicht zu viel! Helfe mir Gott! der, den ihr schon ausgeschnitten habt, der war an allem Schaden Schuld. Ich bin alles Zornes ledig, und will still sein, laßt nur den andern ungeschnitten.“

Da sprach die Tochter heiter zu ihrem Gatten: „Bedenket wohl, was ihr thut; ich fürchte, wenn auch der andere Zornbraten nicht herfürkömmt, so ist die große Arbeit an dem einen verloren, und am Ende bekommt der andere Zornbraten Junge, so ihr den nicht auch ausschneidet.“

„Nein, nein, liebe Tochter!“ rief die Mutter, „sprich ihm doch zu, daß er mich unversehrt lasse, ich will ja gut sein!“

„Frau Mutter,„ antwortete die junge Frau: „ihr gabt mir den Rath, wider meinen Mann zu streiten, ihm nicht unterthan zu sein; darum, und daß sie meinem Vater so übel mitgespielt, schneidet nur ihren Zornbraten aus!“ Und da griff der Ritter zum andern an, jene aber schrie: „Nein, nein! Es ist mehr als genug! Tochter, denke, daß ich dich unterm Herzen getragen, und gewinne mir Frieden von deinem Manne! Ich will beschwören, daß ich gütevoll leben will, und der milde und gerechte Gott behüte mich vor Zorn. Den großen Zorn hat mir der Ritter schon genommen, und der kleine ist keines Eies werth zu achten!“

„Wohl,“ sprach der Ritter, „begehrt sie Friedens, so lasse ich ab von ihr, doch gelobe sie zur Hand, daß, wenn sie den Zorn nicht meidet, sie sich aber will schneiden lassen.“ Hierauf ward sie aufgehoben und ihre Wunde verbunden.

Und die Frau warf allen Krieg und Hader unter die Füße, wurde ein gut sittig Weib, ließ ab von ihrer bösen Heftigkeit, und als der andere Tag kam, nahm sie Urlaub mit ihrem Mann von dem Schwiegersohn, und er wünschte ihr, daß Gott sie bewahren möge vor allem Uebel.

Wenn sie nun nach der Hand dennoch manchmal etwa ein Wörtlein oder mehr zu ihrem Manne sprach, daß ihm leid und unlieb war, so durfte er nur sagen: „Ich kann mir nicht helfen, ich muß nach unserm Tochtermann senden,“ so wurde sie roth vor Furcht und sprach: „Es ist nicht noth darum, sein Kommen wäre mir nicht zum Heile. Ich habe ja Muth und Sinn, zu thun, was euch lieb ist, und rathe auch allen Frauen, daß sie ihren Männern das entbieten, was ich jetzt dem meinen, so sie nämlich in Frieden bestehen wollen.“



Damit hat diese Mär ein Ende, und kann davon eine beliebige Nutzanwendung jeder Mann und jede Frau sich selbst machen, Der alte Dichter aber, der diese Mär erzählt, giebt noch folgenden Rath:

Wenn Wer ein übel Weib hat,
Der thu' sich ihr'r in Zeit ab,
Empfehl sie dem Ritter,
Und leg' sie auf ein'n Schlitten,
Und kauf' ihr ein Bästchen,
Und henk' sie an ein 'Aestchen.
Und henk' dabei
Zwei Wölf' oder drei.
Wer sah dann ein'n Galgen
Mit böseren Balgen?
Es sei denn, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwischen hing.

Hänsel und Grethel.

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in einer dürftigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänsel und Grethel, und wie sie so heranwuchsen, gebrach es immer mehr den armen Leuten an Brod. Auch wurde die Zeit immer schwerer und alle Nahrung theurer, das machte den beiden Eltern große Sorge. Eines Abends als sie ihr hartes Lager gesucht hatten, seufzte der Mann: „Ach Frau, wie wollen wir nur die Kinder durchbringen, da der Winter herankommt, und wir für uns selbst nichts haben!“ Und da erwiederte die Mutter: „Keinen andern Rath weiß ich, als das du sie in den Wald führst, je eher je lieber, gibst jedem noch ein Stücklein Brod, machst ihnen ein Feuer an, befiehlst sie dem lieben Gott, und *gehst hinweg.*“

„O lieber Gott! wie soll ich das vollbringen an meinen eigenen Kindern, Frau?“ fragte der Holzhauer bekümmert. „Nun wohl, so laß es bleiben!“ fuhr die Frau böse heraus: „so kannst du eine Todtenlade für uns alle Vier zimmern, und die Kinder Hungers sterben sehen!“ Die zwei Kinder, welche der Hunger in ihrem Moosbettchen noch wach erhielt, hörten mit an, was die Mutter und der Vater mit einander sprachen, und das Schwesterlein begann zu weinen, Hänsel aber tröstete es und sprach: „Weine nicht, Grethel, ich helfe uns schon;“ wartete, bis die Alten schliefen, wischte aus der Hütte, suchte im Mondschein weiße Steinchen, verbarg sie wohl, und schlich wieder herein, worauf er und das Schwesterchen bald entschlummerten.

Am Morgen geschah nun, was die Eltern vorher besprochen. Die Mutter reichte jedem Kind ein Stück Brod und sagte: „Das ist für heute alles; haltet's zu Rathe.“ Grethel trug das Brod, Hänsel trug heimlich seine Steinchen, der Vater hatte seine Holzaxt im Arm, die Mutter schloß das Haus zu und folgte mit einem Wasserkruge nach. Hänsel machte sich hinter die Mutter, so daß er der letzte war auf dem Wege, guckte oft zurück nach dem Häuschen, und wie er es nicht sah, ließ er gleich ein weißes Steinchen fallen, nach ein paar Schritten wieder eins, und so immer fort.

Nun waren alle mitten in dem tiefen Walde, und da machte der Vater ein Feuer an, wozu die Kinder des Reisigs viel herbeitrugen und die Mutter sagte zu den Kindern: „Ihr seid wohl müde, jetzt legt euch an das Feuer und schlaft, indeß wir Holz fällen, nachher kommen wir wieder, und holen euch ab.“

Die Kinder schlummerten ein wenig und als sie erwachten, stand die Sonne hoch im Mittag, das Feuer war abgebrannt, und da Hänsel und Grethel Hunger hatten, verzehrten sie ihr Stücklein Brod. Wer nicht kam, das waren die Eltern. Und nachher sind die Kinder wieder eingeschlafen, bis es dunkel wurde, da waren sie noch immer allein, und Grethel fing an zu weinen und sich zu fürchten. Hänsel tröstete sie aber und sagte:



„Fürchte dich nicht, Schwester, der liebe Gott ist ja bei uns, und bald geht der Mond auf, da gehen wir heim.“

Und wirklich ging bald darauf der Mond in voller Pracht auf und leuchtete den Kindern auf den Heimweg und beglänzte die silberweißen Kieselsteine. Hänsel faßte Grethel bei der Hand und so gingen die Kinder mit einander fort ohne Furcht und ohne Unfall, *und wie* der frühe Morgen graute, da sahen sie des

Vaters-Dach durch die Büsche schimmern, kamen an das Waldhäuslein und klopften an. Wie die Mutter die Thür öffnete, erschrack sie ordentlich, als sie die Kinder sah, wußte nicht, ob sie schelten oder sich freuen sollte, der Vater aber freute sich, und so wurden die beiden Kinder wieder mit Gottwillkommen in das Häuslein eingelassen.

Es währte aber nicht lang, so wurde die Sorge auf's Neue laut und jenes Gespräch und der Beschluß, die Kinder in den Wald zu führen und sie dort allein in des Himmels Fürsorge zu lassen, wiederholten sich. Wieder hörten die Kinder das traurige Gespräch mit an, bekümmerten Herzens, und der kluge Hänsel machte sich vom Lager auf, wollte wieder blanke Steine suchen, aber da war die Thür des Waldhäusleins fest verschlossen, denn die Mutter hatte es gemerkt und darum die Thüre zugemacht. Doch tröstete Hänsel abermals das weinende Schwesterlein und sagte: „Weine nicht, lieb Grethel, der liebe Gott weiß alle Wege, wird uns schon den rechten führen.“

Am andern Morgen in der Frühe mußten alle aufstehen, wieder in den Wald zu wandern, und da empfingen die Kinder wieder Brod, noch kleinere Stücklein wie zuvor, und der Weg ging noch tiefer in den Wald hinein; Hänslein aber zerbröckelte heimlich sein Brod in der Tasche, und streute, statt jener Steine, Krümlein auf den Weg, meinte, darnach sich mit dem Schwesterchen wohl zurückzufinden. Und nun geschah alles, wie zuvor auch; ein großes Feuer wurde entzündet, und die Kinder mußten wieder schlafen, und wie sie aufwachten, waren sie allein, und die Eltern kamen nimmer wieder. Und der Mittag kam, und Grethel theilte ihr Stücklein Brod mit Hänsel, weil der seines verstreut in lauter Bröselein auf dem Wege und dann schliefen sie wieder ein und erwachten Abends einsam. Grethel weinte, Hänsel aber war gottgetrost, meinte den Weg durch die Brodbröselein wohl zu finden, wartete bis der Mond aufgegangen war, nahm dann die Grethel bei der Hand und sprach zu ihr: „Komm Schwester, nun gehen wir heim.“

Aber wie Hänsel die Krümlein suchte, war keines mehr da denn die Waldvögelein hatten alle, alle aufgepickt und sie sich wohl schmecken lassen. Und da wanderten die Kinder die ganze Nacht durch den Wald, kamen bald vom Wege ab, verirrten sich und waren sehr traurig. Endlich schliefen sie ein auf weichem Moos, und erwachten hungrig, wie der Morgen graute, denn sie hatten keinen Bissen Brod mehr, und mußten ihren Durst und Hunger nur mit den schönen Waldbeeren stillen, die da und dort standen. Und wie sie so im Walde herumirrten, ohne Weg und Steg zu finden, siehe, da kam ein schneeweißes Vöglein geflogen, das flog immer vor ihnen her, als wenn es den Kindern den Weg zeigen wollte, und sie gingen dem Vöglein fröhlich nach. Mit einem Male sahen sie ein kleines Häuschen, auf dessen Dach das Vöglein flog, es pickte darauf, und wie die Kinder ganz nahe daran waren, konnten sie sich nicht genug freuen und wundern, denn das Häuschen bestand aus Brod davon waren die Wände, das Dach war mit Eierkuchen gedeckt, und die Fenster waren von durchsichtigen Kandiszuckertafeln. Das war den Kindern recht, sie aßen vom Häusleindach und von einer zerbrochenen Fensterscheibe. Da ließ sich plötzlich drinnen eine Stimme vernehmen, die rief:

„Knusper knusper, kneischen!
Wer knuspert mir am Häuschen!“

Darauf antworteten die Kinder:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!“

und aßen weiter, denn sie waren sehr hungrig gewesen, und schmeckte ihnen ganz vortrefflich.

Da ging die Thür des Häusleins auf und trat ein steinaltes, krummgebücktes, triefäugiges Mütterlein heraus von nicht geringer Häßlichkeit, Gesicht und Stirne voll Runzeln und in mitten eine große, große Nase. Hatte auch grasgrüne Augen. Die Kinder erschracken nicht wenig, die Alte aber that ganz



freundlich und sagte: „Ei, traute Kindlein, kommt doch herein ins Häuschen, kommt doch herein! Da giebts noch viel bessern Kuchen!“

Die Kinder folgten der Alten gerne, und drinnen trug die Alte auch auf, daß es eine Lust war. Da gab es Herz was magst du? Biskuit und Marzipan, Zucker und Milch, Aepfel und Nüsse, und köstlichen Kuchen. Und während die Kinder immerfort aßen und fröhlich waren, richtete die Alte zwei Bettchen zu von feinen Dunenkissen und lilienweißen Linnen, da hinein brachte sie die Kinder zur Ruhe, die meinten im Himmel zu sein, beteten einen frommen Abendsegen und entschliefen alsbald.

Es hatte aber mit der Alten ein gar schlimmes Bewenden. war eine böse und garstige Hexe, welche die Kinder fraß die

sie durch ihr Brod- und Kuchenhäuschen anlockte, nachdem sie sie erst recht fett gefüttert.

Dies hatte sie auch mit Hänsel und Grethel im Sinne. In aller Frühe stand die Alte schon vor dem Bette der noch süß schlafenden Kinder, freute sich über ihren Fang, riß Hänsel aus dem Bette und trug ihn nach dem eng vergitterten Gänsestall, verstopfte ihm auch, damit er nicht schreie, den Mund. Dann weckte sie die arme Grethel mit Heftigkeit und schrie sie mit rauher Stimme an: „Steh auf, faule Dirne! Dein Bruder steckt im Stall, wir müssen ihm ein gutes Essen kochen, daß er fett wird und für mich einen guten Braten giebt!"

Da erschrak die Grethel zum Tode, weinte und schrie, half aber nichts, sie mußte gehorchen und aufstehen, Essen kochen helfen, und durfte es selbst nach dem Stalle tragen, und mit ihrem eingesperrten Bruder weinen. Sie selbst ward von der Hexe gar gering gehalten. Das dauerte so eine Zeit, während welcher die Alte öfters nach dem Stalle schlich und Hänsel befahl, einen Finger durch das Gitter zu stecken, damit sie fühle, ob er fett werde. Hänsel aber steckte immer ein dürres Knöchelchen heraus, und sie verwunderte sich, daß der Junge trotz dem guten Essen so mager blieb. Endlich war sie das müde und sprach zur Grethel: „Kurz und gut, heute wird er gebraten," und machte ein mächtiges Feuer in den Backofen, der neben dem Häuschen stand, da schob sie hernach Brod hinein, damit sie frischbackenes zum Braten habe. Das Grethel wußte seines Herzens keinen Rath, und endlich hieß ihm die alte Hexe sich auf die Schiebeschaufel zu setzen und in den Backofen zu lugen, die Alte wollte sie nur ein bissel in den Ofen schieben, damit die Grethel sehe ob das Brod braun sei, eigentlich aber wollte sie das arme Mägdlein gleich zuerst darin braten.

Da kam aber das schneeweiße Vöglein geflogen und sang: Hüt dich, hüt dich, sieh dich für! Und da gingen der Grethel die Augen auf, daß sie der Alten böse List durchschaute und sagte: „Zeiget mir's zuvor, wie ich's machen muß, dann will ich's

thun.“ Gleich setzte sich die Alte auf das Ofenbret, und die Grethel schob am Stiel, und schob sie so weit in den Backofen, als der Stiel lang war, und dann klapp, schlug sie das eiserne Thürlein vor dem Ofen zu, schob den Riegel vor und da der Ofen noch erstaunlich heiß war, mußte die alte Hexe drinnen brickeln und braten und elendiglich umkommen zum Lohn ihrer Uebelthaten. Grethel aber lief zum Hänsel, ließ den aus dem Gänsestall, und der kam heraus und fiel vor Freude dem treuen Schwesterchen um den Hals, küßten sich und weinten vor Freude und dankten Gott.

Und da war das weiße Vöglein wieder da, und auch viele viele andere Waldvöglein, die flogen auf das Kuchendach des Häusleins, darauf war ein Nest, und daraus nahm jedes Vöglein ein buntes Steinchen oder eine Perle und trugen sie hin zu den Kindern, und Grethel hielt sein Schürzchen auf, daß es alle die vielen Steinchen fasse. Das schneeweiße Vöglein sang:

„Perlen und Edelstein,
Für die Brodbröselein.“

Da merkten die Kinder, daß die Vöglein dankbar dafür waren, daß Hänsel Brodkrumen auf den Weg gestreut hatte, und nun flog das weiße Vöglein wieder vor ihnen her, daß es ihnen den Weg aus dem Walde zeige. Bald kamen sie an ein mächtiges Wasser, da standen sie rathlos, und konnten nicht weiter und nicht darüber. Plötzlich aber kam ein großer schöner Schwan geschwommen, dem riefen die Kinder zu: „O schöner Schwan, sei unser Kahn!“ Und der Schwan neigte seinen Kopf und ruderte zum Ufer, und trug die Kinder eins nach dem andern hinüber an's andere Ufer. Das weiße Vöglein aber war schon hinüber geflattert, und flog immer vor den Kindern her, bis sie endlich aus dem Walde kamen, wieder an der Eltern kleines Haus.

Der alte Holzhauer und seine Frau saßen traurig und still in dem engen Stüblein und hatten großen Kummer um die

Kinder, bereueten auch viele Tausendmal, daß sie dieselben fortgelassen, und seufzten: „Ach, wenn doch Hänsel und die Grethel nur noch ein allereinzigesmal wieder kämen, ach, da wollten wir sie nimmermehr wieder allein im Walde lassen" — da ging gerade die Thüre auf, ohne daß erst angeklopft worden wäre, und Hänsel und Grethel traten leibhaftig herein! Das war eine Freude! Und als nun vollends erst die kostbaren Perlen und Edelsteine zum Vorschein kamen, welche die Kinder mitbrachten, da war Freude in allen Ecken und alle Noth und Sorge hatte fortan ein Ende.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein gar allerliebstes, niedliches Ding von einem Mädchen, das hatte eine Mutter und eine Großmutter, die waren gar gut und hatten das kleine Ding so lieb. Die Großmutter absonderlich, die wußte gar nicht wie gut sie's mit dem Enkelchen meinen sollte, schenkt ihm immer dieß und das und hatte ihm auch ein feines Käppchen von rothem Sammet geschenkt, das stand dem Kind so überaus hübsch, und das wußte auch das kleine Mädchen und wollte nichts andres mehr tragen, und darum hieß es bei alt und jung nur das Rothkäppchen. Mutter und Großmutter wohnten aber nicht beisammen in einem Häuschen, sondern eine halbe Stunde von einander, und zwischen den beiden Häusern lag ein Wald. Da sprach eines Morgens die Mutter zum Rothkäppchen: „liebes Rothkäppchen, Großmutter ist schwach und krank geworden, und kann nicht zu uns kommen. Ich habe Kuchen gebacken, geh und bringe Großmutter von dem Kuchen und auch eine Flasche Wein, und grüße sie recht schön von mir, und sei recht vorsichtig, daß du nicht fällst, und



etwa die Flasche zerbrichst, sonst hätte die kranke Großmutter nichts. Laufe nicht im Walde herum, bleibe hübsch auf dem Wege, und bleibe auch nicht zu lange aus."

„Das will ich alles so machen wie du befiehlst, liebe Mutter," antwortete Rothkäppchen, band ihr Schürzchen um, nahm einen leichten Korb, in den es die Flasche und den Kuchen von der Mutter legen ließ, und ging fröhlichen Schrittes in den Wald hinein. Wie es so völlig arglos dahin wandelte, kam ein

Wolf daher. Das gute Kind kannte noch keine Wölfe und hatte keine Furcht. Als der Wolf näher kam, sagte er: „Guten Tag Rothkäppchen!" — „Schönen Dank, Herr Graubart!" — „Wo soll es denn hingehen so in aller Frühe, mein liebes Rothkäppchen?" fragte der Wolf. „Zur alten Großmutter, die nicht wohl ist!" antwortete Rothkäppchen. „Was willst du denn dort machen? du willst ihr wohl was bringen?" — „Ei freilich, wir haben Kuchen gebacken, und Mutter hat mir auch Wein mitgegeben, den soll sie trinken, damit sie wieder stark wird."

„Sage mir doch noch, mein liebes scharmantes Rothkäppchen, wo wohnt denn deine Großmutter? Ich möchte wohl einmal, wenn ich an ihrem Hause vorbeikomme, ihr meine Hochachtung an den Tag legen," fragte der Wolf.

„Ei gar nicht weit von hier, ein Viertelstündchen, da steht ja das Häuschen gleich am Walde, Ihr müßt ja daran vorbeigekommen sein. Es stehen Eichenbäume dahinter und im Gartenzaun wachsen Haselnüsse!" plauderte das Rothkäppchen.

O du allerliebstes, appetitliches Haselnüßchen du — dachte bei sich der falsche böse Wolf. Dich muß ich knacken, das ist einmal ein süßer Kern. — Und that als wolle er Rothkäppchen noch ein Stückchen begleiten, und sagte zu ihm: „Sieh nur wie da drüben und dort drüben so schöne Blumen stehen, und horch nur, wie allerliebst die Vögel singen! Ja es ist sehr schön im Walde, sehr schön, und wachsen so gute Kräuter hierinne, Heilkräuter, mein liebes Rothkäppchen."

„Ihr seid gewiß ein Doktor, werther grauer Herr?" fragte Rothkäppchen: „weil Ihr die Heilkräuter kennt. Da könntet Ihr mir ja auch ein Heilkraut für meine kranke Großmutter zeigen!"

„Du bist ein eben so gutes als kluges Kind!" lobte der Wolf. „Ei freilich bin ich ein Doktor und kenne alle Kräuter, siehst du! hier steht gleich eins, der Wolfsbast, dort im Schatten wachsen die Wolfsbeeren, und hier am sonnigen Rain blüht die Wolfsmilch, dort drüben findet man die Wolfswurz." —

„Heißen denn alle Kräuter nach dem Wolf?“ fragte Rothkäppchen.

„Die besten, nur die besten, mein liebes frommes Kind!“ sprach der Wolf mit rechtem Hohn. Denn alle die er genannt waren Giftkräuter. Rothkäppchen aber wollte in ihrer Unschuld der Großmutter solche Kräuter als Heilkräuter pflücken und mitbringen, und der Wolf sagte:

„Lebewohl, mein gutes Rothkäppchen, ich habe mich gefreut, deine Bekanntschaft zu machen; ich habe Eile, muß eine alte schwache Kranke besuchen!“

Und damit eilte der Wolf von dannen, und spornstreichs nach dem Hause der Großmutter, während das Rothkäppchen sich schöne Waldblumen zum Strauße pflückte und die vermeintlichen Heilkräuter sammelte.

Als der Wolf an das Häuschen der Großmutter kam, fand er es verschlossen und klopfte an. Die Alte konnte nicht vom Bette aufstehen, und nachsehen, wer da sei, und rief: „Wer ist draußen?“

„Das Rothkäppchen!“ rief der Wolf mit feiner, verstellter Stimme. „Die Mutter schickt der guten Großmutter Wein und auch Kuchen! wir haben gebacken!“

„Greife unten durch das Loch in der Thüre, da liegt der Schlüssel!“ rief die Alte, und der Wolf that also, öffnete die Thüre, trat in das Häuschen, und verschlang die Großmutter ohne Weiteres — zog ihre Kleider an, legte sich in ihr Bett, und zog die Decke über sich her, und die Bettvorhänge zu. Nach einer Weile kam das Rothkäppchen; es war sehr verwundert, alles so offen zu finden, da doch sonst die Großmutter sich selbst gern unter Schloß und Riegel hielt, und wurd' ihm schier bänglich um das junge Herzchen.

Wie das Rothkäppchen nun an das Bett trat, da lag die alte Großmutter, hatte eine große Schlafhaube auf, und war nur wenig von ihr zu sehen, und das Wenige sah gar schrecklich aus. „Ach Großmutter, was hast du so große Ohren?“ rief das



Rothkäppchen. — „Daß ich dich damit gut hören kann!“ war die Antwort. — „Ach Großmutter! Was hast du für große Augen!“ — „Daß ich dich damit gut sehen kann!“ — „Ei Großmutter, was hast du für haarige große Hände!“ — „Daß ich dich damit gut fassen und halten kann!“ — „Ach Großmutter, was hast du für ein so großes Maul und so lange Zähne!“ — „Daß ich dich damit gut fressen kann!“ Und damit fuhr der Wolf grimmig aus dem Bette heraus, und fraß das arme Rothkäppchen. Weg war's.

Jetzt war der Wolf sehr satt, und es gefiel ihm sehr im Stübchen der Alten und in dem weichen Bett, und legte sich

wieder hin und schlief ein und schnarchte daß es klang, als schnarre ein Räderwerk in einer Mühle. Zufällig kam ein Jäger vorbei, der hörte das seltsame Geräusch, und dachte:

Ei, ei, ei, die arme alte Frau da drinnen hat einen bösen Schnarcher am Leibe, sie röchelt wohl gar und liegt im Sterben! Du mußt hinein, und nachsehen, was mit ihr ist. — Gedacht, gethan; der Jäger ging in das Häuschen, da fand er den Herrn Isegrimm im Bette der Alten liegen und die Alte war nirgends zu erblicken. „Bist du da?“ sprach der Jäger und riß die Kugelbüchse von der Schulter. „Komm du her, du bist mir oft genug entlaufen!“ — Schon legte er an — da fiel ihm ein: halt — die Alte ist nicht da, am Ende hat der Unhold sie mit Haut und Haar verschlungen, war ohnedies nur ein kleines dürres Weiblein. Und da schoß der Jäger nicht, sondern er zog seinen scharfen Hirschfänger und schlitzte ganz sanft dem fest schlafenden Wolf den Bauch auf, da guckte ein rothes Käppchen heraus, und unter dem Käppchen war ein Köpfchen, und da kam das niedliche und allerliebste Rothkäppchen heraus, und sagte: „Guten Morgen! Ach was war das für ein dunkles Kämmerchen da drinnen!“ — Und hinter dem Rothkäppchen zappelte die alte Großmutter, die war auch noch lebendig, vielen Platz hatten sie aber nicht gehabt im Wolfsbauch. Der Wolf schlief noch immer steinfest, und da nahmen sie Steine, gerade wie die alte Geis im Märchen von den sieben Geislein, füllten sie dem Wolf in den Bauch und nähten den Ranzen zu, hernach versteckten sie sich, und der Jäger trat hinter einen Baum, zu sehen, was der Wolf endlich anfangen werde. Jetzt wachte der Wolf auf, machte sich aus dem Bette heraus, aus dem Stübchen, aus dem Häuschen, und humpelte zum Brunnen, denn er hatte großen Durst. Unterwegs sagte er: „Ich weiß gar nicht, ich weiß gar nicht, in meinem Bauch wackelts hin und her, hin und her, wie Wackelstein — sollte das die Großmutter und Rothkäppchen sein?“ — Und wie er an den Brunnen kam und trinken wollte, da zogen ihn die Steine und er bekam das Uebergewicht und fiel hinein und ertrank. So sparte

der Jäger seine Kugel; er zog den Wolf aus dem Brunnen und zog ihm den Pelz ab, und alle drei, der Jäger, die Großmutter und das Rothkäppchen, tranken den Wein, und aßen den Kuchen, und waren seelenvergnügt, und die Großmutter wurde frisch und gesund, und Rothkäppchen ging mit ihrem leeren Körbchen nach Hause, und dachte: du willst niemals wieder vom Wege ab und in den Wald gehen, wenn es dir die Mutter verboten hat.

Das Rebhuhn.

Es war ein reicher Jude, der reiste durch ein Königreich und trug mit sich einen großen Schatz an Geld und Gute. Da ihn nun sein Weg durch einen großen Wald führen sollte, fürchtete er sich, daß er um seines Geldes willen darin etwa sein Leben lassen müsse, und ging daher zu dem Könige des Landes, reichte ihm ein Geschenk dar und bat, daß der König ihm einen sichern Mann mitgebe zum Geleite durch den Wald und durch sein ganzes Reich. Da gebot der König seinem Schenken, dem Juden das Geleit zu geben, und dieser that, was ihm geboten war, und geleitete den Juden.

Als nun diese Beiden in den Wald gekommen waren, da gelüstete dem Schenken nach dem Schatz des Juden, und er stand still auf dem Weg und sprach zu ihm: „Gehe voran!“ Der Jude erschrak, ahnete des Schenken böse Absicht und wollte nicht vorangehen. Der Schenke zog alsbald sein Schwert aus der Scheide und rief: „Jud, so mußt du hier von meiner Hand sterben!“ — „O lieber Schenke, thut das nicht!“ rief der Jude; „solche Mordthat an mir würde nicht verborgen bleiben! Und ob heimlicher Mord von allen Menschen ungesehen vollzogen wird, so werden ihn die Vögel offenbaren, die unter dem Himmel fliegen!“

Wie der Jude das noch sprach, flog eben ein Rebhuhn im Walde auf, und über ihnen Beiden hin. Da hohnlachte der Schenke und sprach spöttisch: „Hab Acht, Jud, das Rebhuhn wird's dem König sicherlich ansagen, das ich dich hier ermordet." Und so ermordete der Schenke den Juden im Walde, nahm ihm



alle sein Geld und seinen Schatz, den er bei sich trug, begrub ihn heimlich und ging wieder zu Hofe.

Und es verging ein ganzes Jahr nach des Schenken ungetreuer That, da geschah es, daß dem Könige Rebhühner geschenkt wurden, die gab der Schenke dem Koch, ließ sie wohl bereiten, und brachte sie zur Tafel. Und wie er die Rebhühner vor den König hin auf den Tisch stellte, dachte er an den Juden, den er ermordet hatte, und an dessen letzte Rede von den Vögeln und mußte lachen. Der König sah es und fragte, worüber er lache? Der Schenke aber gab dem Könige eine falsche Ursache seines Lachens an.

Nachher über vier Wochen geschah es, daß der König seinen Amtleuten und Dienern ein Gastmahl gab, dabei war auch der Schenke, und der König selbst war sehr fröhlich und heiter, scherzhaft und lustig, und ließ so viel Wein und edle Getränke auftragen, daß etliche seiner Diener trunken wurden. Und da Alle so lustig waren, sprach der König zum Schenken: „Lieber Schenk, jetzt sage mir die freie Wahrheit, worüber hast du ge-

lacht unlängst, da du mir die Rebhühner auftrugst, denn du hast mich damals nicht mit wahren Worten berichtet!" Der Schenk war trunkenen Muthes, denn wenn her Wein eingeht, geht die Wahrheit aus, und sprach: „Ei mein Herr König, als der Jude schrie, die Vögel würden seinen heimlichen Mord offenbaren, die unter dem Himmel fliegen, da flog eben ein Rebhuhn in die Höhe, dessen mußte ich gedenken und darüber lachen."

Der König schwieg auf diese Rede still, ließ sich nichts merken, und that, als sei er nicht in seiner Fröhlichkeit gestört. Aber des andern Tages ging er zu Rathe mit seinen heimlichen Räthen, und sprach also zu ihnen: „Was hat der verschuldet, der von des Königs wegen einen durch das Reich sicher geleiten sollte, und hat denselben ermordet und beraubet?" Darauf antworteten die Räthe einstimmig: „Der hat den Galgen verdient!" Darauf saß der König öffentlich zu Gerichte, bestellte einen Kläger, der den Schenken anklagte und da er seine That vor Zeugem im Rausche erzählt, so mußte er sie auch vor Gericht bekennen und wurde zum Galgen verurtheilt. So ward der heimliche Mord durch die Rebhühner kund und offenbar.

Die Goldmaria und die Pechmaria.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter, eine rechte Tochter und eine Stieftochter; beide hießen Maria. Die rechte Tochter war nicht gut und fromm, dagegen war die Stieftochter ein bescheidenes, sittiges Mädchen, das aber gar viele Kränkungen und Zurücksetzungen von Mutter und Schwester erdulden mußte. Doch sie war stets freundlich, that die Küchenarbeiten unverdrossen, und weinte nur manchmal heimlich in ihrem Schlafkämmerlein, wenn sie von Mutter und Schwe-

ster so viel unbilliges zu leiden hatte. Aber bald war sie dann allemal wieder heiter und frischen Muthes, und sprach zu sich selbst: „Sei ruhig, der liebe Gott wird dir schon helfen.“ Dann that sie fleißig ihre Arbeit, und machte alles nett und sauber. Ihrer Mutter arbeitete sie immer nicht genug; eines Tages sagte diese sogar: „Maria, ich kann dich nicht länger zu Hause behalten, du arbeitest wenig und issest viel, und deine Mutter hat dir kein Vermögen hinterlassen, auch dein Vater nicht, es ist alles mein, und ich kann und mag dich nicht länger ernähren, daher du ausgehen mußt, dir einen Dienst bei einer Herrschaft zu suchen.“ Und sie buk von Asche und Milch einen Kuchen, füllte ein Krüglein mit Wasser, gab Beides der armen Maria und schickte sie aus dem Hause.

Maria war sehr betrübt ob dieser Härte, doch schritt sie muthig durch die Felder und Wiesen, und dachte: es wird dich schon Jemand als Magd aufnehmen, und vielleicht sind fremde Menschen gütiger als die eigene Mutter. Als sie Hunger fühlte, setzte sie sich ins Gras nieder, zog ihren Aschenkuchen hervor und trank aus ihrem Krüglein, und viele Vöglein flatterten herbei, pickten an ihrem Kuchen, und sie goß Wasser in ihre Hand und ließ die munteren Vöglein trinken. Und da verwandelte sich unvermerkt ihr Aschkuchen in eine Torte, ihr Wasser in köstlichen Wein. Gestärkt und freudig zog die arme Maria weiter, und kam, als es dunkel wurde, an ein seltsam gebautes Haus, davor waren zwei Thore, eins sah pechschwarz aus, das andere war von purem Gold. Bescheiden ging Maria durch das minder schöne Thor in den Hof, und klopfte an die Hausthüre. Ein Mann von schreckbar wildem Ansehen that die Thüre auf und fragte barsch nach ihrem Begehren. Sie sprach zitternd: „Ich wollte nur fragen, ob ihr nicht so gütig sein möchtet, mich über Nacht zu beherbergen?“ und der Mann brummte: „Komm herein!“ Sie folgte ihm, und bebte noch mehr zusammen, als sie drinnen im Zimmer nichts weiter sah und hörte als Hunde und Katzen, und deren abscheuliches Geheul. Es war außer dem



wilden Thürschemann (so hieß dieser Mensch) Niemand weiter in dem ganzen Hause.

Nun brummte der Thürschemann der Maria zu: „Bei

wem willst du schlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?
Maria sprach: „Bei Hunden und Katzen." Da mußte sie abe
gerade neben ihm schlafen, und er gab ihr ein schönes weiche
Bette, daß Maria ganz herrlich und ruhig schlief. Am Morge
brummte Thürschemann: „Mit wem willst du frühstücken, mi
mir oder mit Hunden und Katzen?" Sie sprach: „Mit Hunde
und Katzen." Da mußte sie mit ihm trinken, Kaffee und süße
Rahm. Wie Maria fortgehen wollte, brummte Thürschemann
abermals: „Zu welchem Thor willst du hinaus, zum Goldtho
oder zum Pechthor?" und sie sprach: „Zum Pechthor." D
mußte sie durch's goldene gehen, und wie sie durchging, sa
Thürschemann oben darauf und schüttelte so derb, daß das Tho
erzitterte und daß Maria ganz von Gold überdeckt war, das vo
dem Goldthore auf sie herabfiel.

Nun ging sie wieder heim, und in's älterliche Haus ein-
tretend kamen ihre Hühner, die sie sonst immer gefüttert, ih
freudig entgegen geflogen und gelaufen, und der Hahn schrie
Kikiriki, da kommt Goldmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter kam
die Treppe herunter und knixte so ehrfurchtsvoll vor der goldene
Dame, als wenn es eine Prinzessin wäre, die ihr die Ehre ih-
res Besuches schenkte. Aber Maria sprach: „Liebe Mutter, kenns
du mich denn nicht mehr? Ich bin ja die Maria."

Jetzt kam auch die Schwester ganz erstaunt und verwun-
dert, wie die Mutter, und beide voll Neides, und Maria mußt
erzählen, wie wunderbar es ihr ergangen, und wie sie zu dem
Golde gekommen war.

Nun nahm sie ihre Mutter wohl auf, und hielt sie auch
besser wie zuvor, und Maria wurde von Jedermann geehrt und
geliebt; bald fand sich auch ein braver junger Mann, der Ma-
rien als Gattin heimführte und glücklich mit ihr lebte.

Der andern Maria aber wuchs der Neid im Herzen, und
sie beschloß, auch fortzugehen und übergoldet wiederzukommen.
Ihre Mutter gab ihr süßen Kuchen und Wein mit auf die
Reise, und wie Maria davon aß und Vöglein geflogen kamen,

um auch mit zu schmausen, jagte sie dieselben ärgerlich fort. Ihr Kuchen aber verwandelte sich unvermerkt in Asche, und ihr Wein in mattes Wasser. Am Abend kam Maria ebenfalls an Thürschemann's Thore; sie ging stolz zu dem goldenen hinein, und klopfte dann an die Hausthüre. Wie Thürschemann aufthat und nach ihrem Begehren fragte, sagte sie schnippisch: „Nun, ich will hier übernachten." Und er brummte: „Komm herein!" Dann fragte er auch sie: „Bei wem willst du schlafen, bei mir oder bei Hunden und Katzen?" Sie sagte schnell: „Bei Euch, Herr Thürschemann!" Aber er führte sie in die Stube, wo Hunde und Katzen schliefen und schloß sie hinein. Am Morgen war Mariens Angesicht häßlich zerkratzt und zerbissen. Thürschemann brummte wieder: „Mit wem willst du Kaffee trinken, mit mir oder mit Hunden und Katzen?" „Ei, mit Euch," sagte sie, und mußte nun gerade wieder mit Katzen und Hunden trinken. Nun wollte sie fort. Thürschemann brummte aber-



nals: „Zu welchem Thor willst du hinaus, zum Goldthor oder zum Pechthor?“ und sie sagte: „Zum Goldthor, das versteht sich!“ Aber dieses wurde sogleich verschlossen und sie mußte zum Pechthor hinaus, und Thürschemann saß obendrauf, rüttelte und schüttelte, daß das Thor wackelte und da fiel so viel Pech auf Marien herunter, daß sie über und über voll wurde.

Als nun Maria voll Wuth ob ihres häßlichen Ansehens nach Hause kam, krähte der Gluckhahn ihr entgegen: Kikiriki, da kommt die Pechmarie! Kikiriki! Und ihre Mutter wandte sich voll Abscheu von ihr, und konnte nun ihre häßliche Tochter nicht vor den Leuten sehen lassen, die hart gestraft blieb, darum, daß sie so auf Gold erpicht gewesen.

Der goldne Rehbock.

Es waren einmal zwei arme Geschwister, ein Knabe und ein Mädchen, das Mädchen hieß Margarethe, der Knabe hieß Hans. Ihre Aeltern waren gestorben, hatten ihnen auch gar kein Eigenthum hinterlassen, daher sie ausgehen mußten, um durch Betteln sich fortzubringen. Zur Arbeit waren beide noch zu schwach und klein; denn Hänschen zählte erst zwölf Jahre und Grethchen war noch jünger. Des Abends gingen sie vor's erste beste Haus, klopften an und baten um ein Nachtquartier, und vielmal waren sie schon von guten mildthätigen Menschen aufgenommen, gespeiset und getränket worden; auch hatte mancher und manche Barmherzige ihnen ein Kleidungsstückchen zugeworfen.

So kamen sie einmal des Abends vor ein Häuschen, welches einzeln stand; da klopften sie an's Fenster, und als gleich darauf eine alte Frau heraussah, fragten sie diese, ob



sie hier nicht über Nacht bleiben dürften? Die Antwort war: „Meinetwegen, kommt nur herein!“ Aber wie sie eintraten, sprach die Frau: „Ich will euch wohl über Nacht behalten, aber wenn es mein Mann gewahr wird, so seid ihr verloren, denn er isset gern einen jungen Menschenbraten, daher er alle Kinder schlachtet, die ihm vor die Hand kommen!“ Da wurde den Kindern sehr angst; doch konnten sie nunmehr nicht weiter, es war schon ganz dunkle Nacht geworden. So ließen sie sich

gutwillig von der Frau in ein Faß verstecken und v
sich ruhig. Einschlafen konnten sie aber lange nicht, zu
sie nach einer Stunde die schweren Tritte eines Man
nahmen, der wahrscheinlich der Menschenfresser wa
wurden sie bald gewiß, denn jetzt fing er an mit b
Stimme auf seine Frau zu zanken, daß sie keinen T
braten für ihn zugerichtet. Am Morgen verließ er das H
der, und tappte so laut, daß die Kinder, die endlich
geschlafen waren, darüber erwachten.

Als sie von der Frau etwas zu frühstücken b
hatten, sagte diese: „Ihr Kinder müßt nun auch etw
da habt ihr zwei Besen, geht oben hinauf und kehrt n
Stuben aus, deren sind zwölf, aber ihr kehret davon
die zwölfte dürft ihr um's Himmelswillen nicht aufmach
will derzeit einen Ausgang thun. Seid fleißig, daß
seid, wenn ich wiederkomme." Die Kinder kehrten seh
und bald waren sie fertig. Nun mochte Grethchen do
gerne wissen, was in der zwölften Stube wäre, das
sehen sollten, weil ihnen verboten war, die Stube zu
Sie guckte ein wenig durch's Schlüsselloch, und sah
herrlichen kleinen goldenen Wagen, mit einem goldenen
bespannt. Geschwind rief sie Hänschen herbei, daß
hinein gucken sollte. Und als sie sich erst tüchtig umgese
die Frau nicht heimkehre, und da von dieser nichts zu se
schlossen sie schnell die Thüre auf, zogen den Wage
Rehbock heraus, setzten drunten sich hinein in den Wa
fuhren auf und davon. Aber nicht lange, so sahen sie
tem die alte Frau und auch den Menschenfresser sich
kommen, gerade des Weg's, denn sie mit dem geraubte
eingeschlagen hatten. Hänslein sprach: „Ach, Schwest
machen wir! Wenn uns die beiden Alten entdecken,
verloren." „Still!" sprach Grethchen, „ich weiß ein
Zaubersprüchlein, welches ich noch von unsrer Großm
lernt habe:

Rosenrothe Rose sticht;
Siehst du mich, so sieh mich nicht!

und alsbald waren sie verwandelt in einen Rosenstrauch. Grethchen wurde zur Rose, Hänslein zu Dornen, der Rehbock zum Stiele, der Wagen zu Blättern.

Nun kamen beide, der Menschenfresser und seine Frau, dahergegangen und letztere wollte sich die schöne Rose abbrechen, aber sie stach sich so sehr, daß ihre Finger bluteten, und sie ärgerlich davon ging. Wie die Alten fort waren, machten sich die Kinder eilig auf, und fuhren weiter und kamen bald an einen Backofen, der voll Brod stund. Da hörten sie aus demselben eine hohle Stimme rufen: „Rückt mir mein Brod, rückt mir mein Brod.“ Schnell rückte Grethchen das Brod und that es in ihren Wagen, worauf sie weiter fuhren. Da kamen sie an einen großen Birnbaum, der voll reifer schöner Früchte hing aus diesem tönte es wieder: „Schüttelt mir meine Birnen, schüttelt mir meine Birnen!“ Grethchen schüttelte sogleich, und Hänschen half gar fleißig auflesen, und die Birnen in den goldenen Wagen schütten. Und wieder kamen sie an einen Weinstock, der rief mit angenehmer Stimme: „Pflückt mir meine Trauben, pflückt mir meine Trauben!“ Grethchen pflückte auch diese und packte sie in ihren Wagen.

Unterdessen aber waren der Menschenfresser und seine Frau daheim angelangt, und hatten mit Ingrimm wahrgenommen, daß die Kinder ihren goldenen Wagen sammt Rehbock gestohlen, gerade wie diese beiden ebenfalls vor langen Jahren Wagen und Rehbock gestohlen, und noch dazu bei dem Diebstahl einen Mord begangen hatten, nämlich den rechtmäßigen Eigenthümer erschlagen. Der mit dem Rehbock bespannte Wagen war nicht nur an und für sich von großem Werth, sondern er besaß auch noch die vortreffliche Eigenschaft, daß, wo er hinkam, von allen Seiten Gaben gespendet wurden, von Baum und Beerstrauch, von Backofen und Weinstock. So hatten denn die Leute, der Menschenfresser und seine Frau, lange Jahre den Wagen

wenn auch auf unrechtmäßige Weise, besessen, hatten sich gu
Eßwaaren spenden lassen, und dabei herrlich und in Freud
gelebt. Da sie nun sahen, daß sie ihres Wagens beraubt ware
machten sie sich flugs auf, den Kindern nachzueilen und ihn
die köstliche Beute wieder abzujagen. Dabei wässerte dem Me
schenfresser schon der Mund nach Menschenbraten; denn d
Kinder wollte er sogleich fangen und schlachten. Mit weit
Schritten eilten die beiden Alten den Kindern nach, und wü
den dieselben bald von ferne ansichtig, weil sie vorausfuhre
Die Kinder kamen jetzt an einen großen Teich, und konnt
nicht weiter, auch war weder eine Fähre, noch eine Brücke d
daß sie hinüber hätten flüchten können. Nur viele Enten ware
darauf zu sehen, die lustig umher schwammen. Gretchen lock
diese an's Ufer, warf ihnen Futter hin und sprach:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, schwimmt zusammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!„

Da schwammen die Enten einträchtiglich zusammen, bildete
eine Brücke und die Kinder sammt Rehbock und Wagen kame
glücklich an's Ufer. Aber flugs hinterdrein kam auch der Men
schenfresser, und brummte mit häßlicher Stimme:

„Ihr Entchen, ihr Entchen, schwimmt zusammen,
Macht mir ein Brückchen, daß ich hinüber kann kommen!"

Schnell schwammen die Entchen zusammen, und trugen die bei
den Alten hinüber — meint ihr? nein! in der Mitte des Tei
ches, da das Wasser am tiefsten war, schwammen die Entche



auseinander, und der böse Menschenfresser nebst seiner Alten plumpten in die Tiefe und kamen um. Und Hänschen und Grethchen wurden sehr wohlhabende Leute, aber sie spendeten auch von ihrem Segen den Armen viel und thaten viel Gutes, weil sie immer daran dachten, wie bitter es gewesen, da sie noch arm waren und betteln gehen mußten.



Das Nußzweiglein.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der mußte in seinen Geschäften in fremde Länder reisen. Da er nun Abschied nahm, sprach er zu seinen drei Töchtern: „Liebe Töchter, ich möchte euch gern bei meiner Rückkehr eine Freude bereiten, sagt mir daher, was ich euch mitbringen soll?“ Die Aelteste sprach: „Ve-

der Vater, mir eine schöne Perlenhalskette!“ die andere sprach: „Ich wünsche mir einen Fingering mit einem Demantstein.“ Die Jüngste schmiegte sich an des Vaters Herz und flüsterte: „Mir ein schönes grünes Nußzweiglein Väterchen.“ — „Gut, meine lieben Töchter!“ sprach der Kaufmann, „ich will mir's aufmerken und dann lebet wohl.“

Weit fort reisete der Kaufmann, und machte große Einkäufe, gedachte aber auch treulich der Wünsche seiner Töchter. Eine kostbare Perlenkette hatte er bereits in seinen Reisekoffer gepackt, um seine Aelteste damit zu erfreuen, und einen gleich werthvollen Demantring hatte er für die mittlere Tochter eingekauft. Einen grünen Nußzweig konnte er nirgends gewahren, wie er sich auch darum bemühte. Auf der Heimreise ging er deshalb große Strecken zu Fuße, und hoffte, da sein Weg ihn vielfach durch Wälder führte, endlich einen Nußbaum anzutreffen; doch dieß war lange vergeblich, und der gute Vater fing an betrübt zu werden, daß er die harmlose Bitte seines jüngsten und liebsten Kindes nicht zu erfüllen vermochte.

Endlich, als er so betrübt seines Weges dahinzog, der ihn just durch einen dunkeln Wald, und an dichtem Gebüsch vorüberführte, stieß er mit seinem Hut an einen Nußzweig, und es raschelte, als fielen Schlossen darauf; wie er auffah, war's ein schöner grüner Nußzweig, daran eine Traube goldner Nüsse hing. Da war der Mann sehr erfreut, langte mit der Hand empor und brach den herrlichen Zweig ab. Aber in demselben Augenblicke schoß ein wilder Bär aus dem Dickicht und stellte sich grimmig brummend auf die Hintertatzen. als wollte er den Kaufmann gleich zerreißen. Und mit furchtbarer Stimme brüllte er: „Warum hast du meinen Nußzweig abgebrochen, du? warum? ich werde dich auffressen.“ Bebend vor Schreck und zitternd sprach der Kaufmann: „O lieber Bär, friß mich nicht, und laß' mich mit dem Nußzweiglein meines Weges ziehen. ich will dir auch einen großen Schinken und viele Würste dafür geben!“ Aber der Bär brüllte wieder: „Behalte deinen Schinken und

deine Würste! Nur wenn du mir versprichst, mir Dasjenige zu geben, was dir zu Hause am ersten begegnet, so will ich dich nicht fressen." Dies ging der Kaufmann gerne ein, denn er gedachte, wie sein Pudel gewöhnlich ihm entgegenlaufe, und diesen wollte er, um sich das Leben zu retten, gerne opfern. Nach derbem Handschlag tappte der Bär ruhig in's Dickicht zurück; und der Kaufmann schritt, aufathmend, rasch und fröhlich von dannen.

Der goldene Nußzweig prangte herrlich am Hut des Kaufmanns, als er seiner Heimath zueilte. Freudig hüpfte das jüngste Mägdlein ihrem lieben Vater entgegen; mit tollem Sprüngen kam der Pudel hinter drein; und die ältesten Töchter und die Mutter schritten etwas weniger schnell aus der Hausthüre, um den Ankommenden zu begrüßen. Wie erschrak nun der Kaufmann, als seine jüngste Tochter die erste war, die ihm entgegenflog! Bekümmert und betrübt entzog er sich der Umarmung des glücklichen Kindes und theilte nach den ersten Grüßen den Seinigen mit, was ihm mit dem Nußzweig widerfahren. Da weinten nun Alle und wurden betrübt, doch zeigte die jüngste Tochter den meisten Muth und nahm sich vor, des Vaters Versprechen zu erfüllen. Auch ersann die Mutter bald einen guten Rath und sprach; „Aengstigen wir uns nicht, meine Lieben, sollte ja der Bär kommen und dich, mein lieber Mann an dein Versprechen erinnern, so geben wir ihm, anstatt unserer Jüngsten, die Hirtentochter, mit dieser wird er auch zufrieden sein." Dieser Vorschlag galt und die Töchter waren wieder fröhlich, und freuten sich recht über diese schönen Geschenke. Die Jüngste trug ihren Nußzweig immer bei sich; sie gedachte bald gar nicht mehr an den Bären und an das Versprechen ihres Vaters.

Aber eines Tages rasselte ein dunkler Wagen durch die Straße vor das Haus des Kaufmanns, und der häßliche Bär stieg heraus und trat brummend in das Haus und vor den erschrockenen Mann, die Erfüllung seines Versprechens begehrend.

Schnell und heimlich wurde die Hirtentochter, die sehr häßlich war, herbeigeholt, schön geputzt und in den Wagen des Bären gesetzt. Und die Reise ging fort. Draußen legte der Bär sein wildes zotteliches Haupt auf den Schoos der Hirtin und brummte:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren zart und fein.
Oder ich freſſ' dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen fing an zu grabbeln; aber sie machte es dem Bären nicht recht, und er merkte, daß er betrogen wurde; da wollte er die geputzte Hirtin fressen, doch diese sprang rasch in ihrer Todesangst aus dem Wagen.

Darauf fuhr der Bär abermals vor das Haus des Kaufmanns, und forderte furchtbar drohend die rechte Braut. So mußte denn das liebliche Mägdlein herbei, um nach schwerem bittern Abschied mit dem häßlichen Bräutigam fortzufahren. Draußen brummte er wieder, seinen rauhen Kopf auf des Mädchens Schoos legend:

„Graue mich, grabble mich,
Hinter den Ohren zart und fein,
Oder ich freſſ' dich mit Haut und Bein!“

Und das Mädchen grabbelte, und so sanft, daß es ihm behagte, und daß sein furchtbarer Bärenblick freundlich wurde, so daß allmälich die arme Bärenbraut einiges Vertrauen zu ihm gewann. Die Reise dauerte nicht gar lange, denn der Wagen fuhr ungeheuer schnell, als brause ein Sturmwind durch die Luft. Bald kamen sie in einen sehr dunklen Wald, und dort hielt plötzlich der Wagen vor einer finstergähnenden Höhle. Diese war die Wohnung des Bären. O wie zitterte das Mädchen! Und zumal da der Bär sie mit seinen furchtbaren Klauen-Armen umschlang und zu ihr freundlich brummend sprach: „Hier sollst du wohnen, Bräutchen, und glücklich sein, so du drinnen dich brav benimmst, daß mein wildes Gethier dich nicht zerreißt.“ Und er schloß, als Beide in der dunkeln Höhle einige Schritte gethan, eine eiserne Thüre auf, und trat mit der Braut in ein



Zimmer, das voll von giftigem Gewürm angefüllt war, welches ihnen gierig entgegenzüngelte. Und der Bär brummte seinem Bräutchen ins Ohr:

„Seh' dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!"

Da ging auch das Mädchen, ohne sich umzublicken, durch das Zimmer und es regte und bewegte sich so lange kein Wurm. Und so ging es noch durch zehn Zimmer, und das letzte war von den scheußlichsten Kreaturen angefüllt, Drachen und Schlangen, giftgeschwollenen Kröten, Basilisken und Lindwürmer. Und der Bär brummte in jedem Zimmer:

„Seh' dich nicht um!
Nicht rechts, nicht links;
Gerade zu, so hast du Ruh!"

Das Mädchen zitterte und bebte vor Angst und B
keit wie ein Espenlaub, doch sie blieb standhaft, sah sic
um, nicht rechts, nicht links. Als sich aber das zwölfte Z
öffnete, strahlte beiden ein glänzender Lichtschimmer ent
es erschallte drinnen eine liebliche Musik und es jauchzte i
wie Freudengeschrei, wie Jubel. Ehe sich die Braut n
wenig besinnen konnte, noch zitternd vom Schauen des
setzlichen, und nun wieder dieser überraschenden Lieblich
that es einen furchtbaren Donnerschlag, also daß sie dach
breche Erde und Himmel zusammen. Aber bald ward es
ruhig. Der Wald, die Höhle, die Giftthiere, der Bär —
verschwunden; ein prächtiges Schloß, mit goldgeschm
Zimmern, und schön gekleideter Dienerschaft stand dasi
und der Bär war ein schöner junger Mann geworden, w
Fürst des herrlichen Schlosses, der nun sein liebes Brä
an das Herz drückte, und ihr tausendmal dankte, daß s
und seine Diener, das Gethier, so liebreich aus seiner V
berung erlöset.

Die nun so hohe, reiche Fürstin trug noch immer
schönen Nußzweig am Busen, der die Eigenschaft hatte,
verwelken, und trug ihn jetzt nur um so lieber, da er der S
sel ihres holden Glückes geworden. Bald wurden die
und ihre Geschwister von diesem freundlichen Geschick b
richtigt, und wurden für immer, zu einem herrlichen W
ben, von dem Bärenfürsten auf das Schloß genommen.

Der alte Zauberer und seine Kinder.

Es lebte einmal ein böser Zauberer, der hatte vorlängst zwei zarte Kinder geraubt, einen Knaben und ein Mägdlein, mit denen er in einer Höhle ganz einsam und einsiedlerisch hauste. Diese Kinder hatte er, Gott sei's geklagt, dem Bösen zugeschworen, und seine schlimme Kunst übte er aus einem Zauberbuche, das er als seinen besten Schatz verwahrte.

Wenn es nun aber geschah, daß der alte Zauberer sich aus seiner Höhle entfernte, und die Kinder allein in derselben zurückblieben, so las der Knabe, welcher den Ort erspäht hatte, wohin der Alte das Zauberbuch verbarg, in dem Buche, und lernte daraus gar manchen Spruch und Formel der Schwarzkunst, und lernte selbst ganz vortrefflich zaubern. Weil nun der Alte die Kinder nur selten aus der Höhle ließ, und sie gefangen halten wollte bis zu dem Tage, wo sie dem Bösen zum Opfer fallen sollten, so sehnten sie sich um so mehr von dannen, beriethen mit einander, wie sie heimlich entfliehen wollten, und eines Tages als der Zauberer die Höhle sehr zeitig verlassen hatte, sprach der Knabe zur Schwester: „Jetzt ist es Zeit, Schwesterlein! Der böse Mann, der uns so hart gefangen hält, ist fort, so wollen wir uns jetzt aufmachen und von dannen gehen, so weit uns unsere Füße tragen!" Dies thaten die Kinder, gingen fort und wanderten den ganzen Tag.

Als es nun gegen den Nachmittag kam, war der Zauberer nach Hause zurückgekehrt und hatte sogleich die Kinder vermißt. Alsobald schlug er sein Zauberbuch auf und las darin, nach welcher Gegend die Kinder gegangen waren, da hatte er sie wirklich fast eingeholt; die Kinder vernahmen schon seine zornig brüllende Stimme, und die Schwester war voller Angst und Entsetzen, und rief: „Bruder, Bruder! Nun sind wir verloren; der böse Mann ist schon ganz nahe!" Da wandte der Knabe seine Zauberkunst an, die er gelernt hatte aus dem Buche; er sprach einen Spruch, und alsbald wurde seine Schwester [illegible]

einem Fisch, und er selbst wurde ein großer Teich, in welchem das Fischlein munter herumschwamm.

Wie der Alte an den Teich kam, merkte er wohl, daß er betrogen war, brummte ärgerlich: „Wartet nur, wartet nur, euch fange ich doch!“ und lief spornstreichs nach seiner Höhle zurück, Netze zu holen, und den Fisch darin zu fangen. Wie er aber von hinnen war, wurden aus dem Teich und Fisch wieder Bruder und Schwester, die bargen sich gut und schliefen aus und am andern Morgen wanderten sie weiter, und wanderten wieder einen ganzen Tag.

Als der böse Zauberer mit seinen Netzen an die Stelle kam, die er sich wohl gemerkt hatte, war kein Teich mehr zu sehen, sondern es lag eine grüne Wiese da, in der es wohl Frösche, aber keine Fische zu fangen gab; da wurde er noch zorniger wie zuvor, warf seine Netze hin, und verfolgte weiter die Spur der Kinder, die ihm nicht entging, denn er trug eine Zaubergerte in der Hand, welche ihm den richtigen Weg zeigte.

Und als es Abend war, hatte er die wandernden Kinder beinahe wieder eingeholt; sie hörten ihn schon schnauben und brüllen, und die Schwester rief wieder; „Bruder, lieber Bruder! Jetzt sind wir verloren, der böse Feind ist dicht hinter uns!“

Da sprach der Knabe wiederum einen Zauberspruch, den er aus dem Buche gelernt, und da ward aus ihm eine Kapelle am Weg, und aus dem Mägdlein ein schönes Altarbild in der Kapelle.

Wie nun der Zauberer an die Kapelle kam, merkte er wohl, daß er abermals geäfft war, und lief fürchterlich brüllend um dieselbe herum; er durfte sie aber nicht betreten, weil das immer im Packt der Zauberer mit dem Bösen stand, daß sie niemals eine Kirche oder Kapelle betreten durften.

„Darf ich dich auch nicht betreten, so will ich dich doch mit Feuer anstoßen, und auch zu Asche brennen!“ schrie der Zauberer, rannte fort, sich aus seiner Höhle Feuer zu holen.

Während er nun fast die ganze Nacht hindurch rannte.



wurden aus der Kapelle und dem schönen Altarbilde wieder Bruder und Schwester; sie bargen sich und schliefen, und am dritten Morgen wanderten sie weiter und wanderten den ganzen Tag, während der Zauberer, der einen weiten Weg hatte, ihnen auf's Neue nachsetzte. Als er mit seinem Feuer dahin kam, wo die Kapelle gestanden, stieß er mit der Nase an einen großen Steinfelsen, der sich nicht mit Feuer anstoßen und zu Asche verbrennen ließ, und dann rannte er mit wüthenden Sprüngen auf der Spur der Kinder weiter fort.

Gegen Abend war er ihnen nun ganz nahe, und zum drittenmal zagte die Schwester und gab sich verloren; aber der Knabe sprach wieder einen Zauberspruch, den er aus dem Buche gelernt, da ward er eine harte Tenne, darauf die Leute dreschen, und sein Schwesterlein war in ein Körnlein verwandelt, das wie verloren auf der Tenne lag.

Als der böse Zauberer herankam, sah er wohl, daß er zum drittenmal geäfft war, besann sich aber diesmal nicht lange, lief auch nicht erst wieder nach Hause, sondern sprach auch einen Spruch, den er aus dem Zauberbuche gelernt hatte; da ward er in einen schwarzen Hahn verwandelt, der schnell auf das Gerstenkorn zulief, um es aufzupicken; aber der Knabe sprach noch einmal einen Zauberspruch, den er aus dem Buche gelernt, da wurde er schnell ein Fuchs, packte den schwarzen Hahn, ehe er noch das Gerstenkorn aufgepickt hatte und biß ihm den Kopf ab, da hatte der Zauberer, wie dies Märlein, gleich ein Ende.



Gevatter Tod.

Es lebte einmal ein sehr armer Mann, hieß Klaus, dem hatte Gott eine Fülle Reichthum beschert, der ihm große Sorge machte, nämlich zwölf Kinder, und über ein Kleines, so kam noch ein Kleines, das dreizehnte Kind. Da wußte der arme Mann seiner Sorge keinen Rath, wo er doch einen Pathen hernehmen sollte, denn seine ganze Sipp- und Magschaft hatte ihm schon Kinder aus der Taufe gehoben, und er durfte nicht hoffen, noch unter seinen Freunden eine mitleidige Seele zu finden, die ihm sein jüngstgebornes Kindlein hebe. Gedachte also an den ersten besten wildfremden Menschen sich zu wenden, zumal manche seiner Bekannten ihn in ähnlichen Fällen schon mit vieler Hartherzigkeit abschläglich beschieden hatten.

Der arme Kindesvater ging also auf die Landstraße hinaus Willens, dem ersten Begegnenden die Pathenstelle seines Kindleins anzutragen. Und siehe, ihm begegnete bald ein gar freundlicher Mann, stattlichen Aussehens, wohlgestaltet, nicht alt, nicht jung, mild und gütig von Angesicht, und da kam es dem Armen vor, als neigten sich vor jenem Manne die Bäume und Blümlein und alle Gras- und Getraidehalme. Da dünkte dem Klaus, das müsse der liebe Gott sein, nahm seine schlechte Mütze ab, faltete die Hände und betete ein Vater Unser. Und es war auch der liebe Gott, der wußte, was Klaus wollte, ehe er noch bat, und sprach: „Du suchst einen Pathen für dein Kindlein! Wohlan, ich will es dir heben, ich der liebe Gott!

„Du bist allzugütig, lieber Gott!“ antwortete Klaus verzagt. „Aber ich danke dir; du giebst denen, welche haben, Einem Güter, dem Andern Kinder, so fehlt es oft Beiden am Besten, und der Reiche schwelgt, der Arme hungert!“ Auf diese Rede wandte sich der Herr und ward nicht mehr gesehen. Klaus ging weiter, und wie er eine Strecke gegangen war, kam ein Kerl auf ihn zu, der sah nicht nur aus wie der Teufel, sondern war's auch, und fragte Klaus, wen er suche? Er suche einen

Pathen für sein Kindlein. — „Ei da nimm mich, ich mach' es reich!" — „Wer bist du!" fragte Klaus. „Ich bin der Teufel!" — „Das wär' der Teufel!" rief Klaus, und maß den Mann vom Horn bis zum Pferdefuß. Dann sagte er: „Mit Verlaub, geh heim zu dir und deiner Großmutter; dich mag ich nicht zum Gevatter, du bist der Allerböseste! Gott sei bei uns!"

Da drehte sich der Teufel herum, zeigte dem Klaus eine abscheuliche Fratze, füllte die Luft mit Schwefelgestank und fuhr von dannen. Hierauf begegnete dem Kindesvater abermals ein



Mann, der war spindeldürr, wie eine Hopfenstange, so dürr, daß er klapperte; der fragte auch: „Wen suchst du?“ und bot sich zum Pathen des Kindes an. „Wer bist du?“ fragte Klaus. „Ich bin der Tod!“ sprach jener mit ganz heiserer Stimme. — Da war Klaus zum Tod erschrocken, doch faßte er sich Muth, dachte: bei dem wär mein dreizehntes Söhnchen am besten aufgehoben, und sprach: „Du bist der Rechte! Arm oder reich, du magst es gleich. Topp! Du sollst mein Gevattersmann sein! Stell' dich nur ein zu rechter Zeit, am Sonntag soll die Taufe sein.“

Und am Sonntag kam richtig der Tod, und ward ein ordentlicher Dot, das ist Taufpath des Kleinen, und der Junge wuchs und gedieh ganz fröhlich. Als er nun zu den Jahren gekommen war, wo der Mensch etwas erlernen muß, daß er künftighin sein Brod erwerbe, kam zu der Zeit der Pathe und hieß ihn mit sich gehen in einen finstern Wald. Da standen allerlei Kräuter, und der Tod sprach: „Jetzt, mein Path, sollst du dein Pathengeschenk von mir empfangen. Du sollst ein Doctor über alle Doctoren werden und durch das rechte wahre Heilkraut, das ich dir jetzt in die Hand gebe. Doch merke, was ich dir sage. Wenn man dich zu einem Kranken beruft, so wirst du meine Gestalt jedesmal erblicken.“

„Stehe ich zu Häupten des Kranken, so darfst du versichern, daß du ihn gesund machen wollest, und ihn von dem Kraute eingeben; wenn er aber Erde kauen muß, so stehe ich zu des Kranken Füßen; dann sage nur: Hier kann kein Arzt der Welt helfen und auch ich nicht. Und brauche ja nicht das Heilkraut gegen meinen mächtigen Willen, so würde es dir übel ergehen!“

Damit ging der Tod von hinnen und der junge Mensch auf die Wanderung und es dauerte gar nicht lange, so ging der Ruf vor ihm her und der Ruhm, dieser sei der größte Arzt auf Erden, denn er sähe es gleich den Kranken an, ob sie leben oder sterben würden. Und so war es auch. Wenn dieser Arzt den

Tod zu des Kranken Füßen erblickte, so seufzte er, und sprach ein Gebet für die Seele des Abscheidenden: erblickte er aber des Todes Gestalt zu Häupten, so gab er ihm einige Tropfen, die er aus dem Heilkraut preßte, und die Kranken genasen. Da mehrte sich sein Ruhm von Tage zu Tage.

Nun geschah es, daß der Wunderarzt in ein Land kam, dessen König schwer erkrankt darnieder lag, und die Hofärzte gaben keine Hoffnung mehr seines Aufkommens. Weil aber die Könige am wenigsten gern sterben, so hoffte der alte König



noch ein Wunder zu erleben, nämlich daß der Wunderdoctor ihn gesund mache, ließ diesen berufen und versprach ihm den höchsten Lohn. Der König hatte aber eine Tochter, die war so schön und so gut, wie ein Engel.

Als der Arzt in das Gemach des Königs kam, sah er zwei Gestalten an dessen Lager stehen, zu Häupten die schöne weinende Königstochter, und zu Füßen den kalten Tod. Und die Königstochter flehte ihn so rührend an, den geliebten Vater zu retten, aber die Gestalt des finstern Pathen wich und wankte nicht. Da sann der Doctor auf eine List. Er ließ von raschen Dienern das Bette des Königs schnell umdrehen, und gab ihm geschwind einen Tropfen vom Heilkraut, also daß der Tod betrogen war, und der König gerettet. Der Tod wich erzürnt von hinnen, erhob aber drohend den langen knöchernen Zeigefinger gegen seinen Pathen.

Dieser war in Liebe entbrannt gegen die reizende Königstochter, und sie schenkte ihm ihr Herz aus inniger Dankbarkeit. Aber bald darauf erkrankte sie schwer und heftig, und der König, der sie über Alles liebte, ließ bekannt machen, welcher Arzt sie gesund mache, der solle ihr Gemahl und hernach König werden. Da flammte eine hohe Hoffnung durch des Jünglings Herz, und er eilte zu der Kranken — aber zu ihren Füßen stand der Tod. Vergebens warf der Arzt seinem Pathen flehende Blicke zu, daß er seine Stelle verändern und ein wenig weiter hinauf, wo möglich bis zu den Häupten der Kranken treten möge. Der Tod wich nicht von der Stelle, und die Kranke schien im Verscheiden, doch sah sie den Jüngling um ihr Leben flehend an. Da übte des Todes Pathe noch einmal seine List, ließ das Lager der Königstochter schnell umdrehen, und gab ihr geschwind einige Tropfen vom Heilkraut, so daß sie wieder auflebte und den Geliebten dankbar anlächelte. Aber der Tod warf seinen tödtlichen Haß auf den Jüngling, faßte ihn an mit eiserner eiskalter Hand und führte ihn von dannen, in eine weite unterirdische Höhle. In der Höhle da brannten viele tausend Kerzen,

große und halbgroße und kleine und ganz kleine; viele verlo-schen und andere entzündeten sich, und der Tod sprach zu seinem Pathen: „Siehe, hier brennt eines jeden Menschen Lebenslicht; die großen sind den Kindern, die halbgroßen sind den Leuten, die in den besten Jahren stehen, die kleinen den Alten und Greisen, aber auch Kinder und Junge haben oft nur ein kleines bald verlöschendes Lebenslicht.“

„Zeige mir doch das meine!„ bat der Arzt den Tod, da zeigte dieser auf ein ganz kleines Stümpchen, das bald zu erlöschen drohte. „Ach liebster Pathe!“ bat der Jüngling: „wolle mir es doch erneuern, damit ich meine schöne Braut, die Königstochter, freien, ihr Gemahl und König werden kann!“ — „Das geht nicht“, versetzte kalt der Tod. „Erst muß eins ganz ausbrennen, ehe ein neues auf- und angesteckt wird.“ —

„So setze doch gleich das alte auf ein neues!“ sprach der Arzt — und der Tod sprach: „Ich will so thun!“ Nahm ein langes Licht, that als wollte er es aufstecken, versah es aber absichtlich und stieß das kleine um, daß es erlosch. In demselben Augenblick sank der Arzt um und war todt. Wider den Tod kein Kraut gewachsen ist.

Der Mann ohne Herz.

Es sind einmal sieben Brüder gewesen, waren arme Waisen, hatten keine Schwester, mußten alles im Hause selbst thun, das gefiel ihnen nicht, wurden Rathes untereinander, sie wollten heirathen. Nun gab es aber da, wo sie wohnten keine Bräute für sie, da sagten die älteren, sie wollten in die Fremde ziehen, sich Bräute suchen und ihr Jüngster sollte das Haus hüten, und dem wollten sie eine recht schöne Braut mitbringen.

Das war der Jüngste gar wohl zufrieden und die Sechse machten sich fröhlich und wohlgemuth auf den Weg. Unterwegs kamen sie an ein kleines Häuschen, das stand ganz einsam in einem Walde, und vor dem Häuschen stand ein alter alter Mann, der rief die Brüder an und fragte: „Heda! Ihr jungen Gieke in die Welt! Wohin denn so lustig und so geschwind?" — „Ei, wir wollen uns jeder eine hübsche Braut holen, und unserm jüngsten Bruder daheim auch eine!" antworteten die Brüder.

„O liebe Jungen!" sprach da der Alte: „ich lebe hier so mutterseelensternallein, bringt mir doch auch eine Braut mit, aber eine junge hübsche muß es sein!"

Die Brüder gingen von dannen und dachten: Hm, was will so ein alter eisgrauer Hozelmann mit einer jungen Braut anfangen? —

Da nun die Brüder in eine Stadt gekommen waren, so fanden sie dort sieben Schwestern, so jung und so hübsch als sie sie nur wünschen konnten, die nahmen sie und die jüngste nahmen sie für ihren Bruder mit. Der Weg führte sie wieder durch den Wald, und der Alte stand wieder vor seinem Häuschen, als wartete er auf sie, und sagte: „Ei ihr braven Jungen! das lob' ich, daß ihr mir so eine junge hübsche Braut mitgebracht habt!" — „Nein!" sagten die Brüder, „die ist nicht für dich, die ist für unsern Bruder zu Hause, dem haben wir sie versprochen!„ —

„So?" sagte der Alte: „versprochen? Ei daß dich! ich will euch auch versprechen!" und nahm ein weißes Stäbchen und murmelte ein paar Zauberworte, und rührte die Brüder und die Bräute mit dem Stäbchen an — bis auf die jüngste — da wurden sie alle in graue Steine verwandelt. Die jüngste aber von den Schwestern führte der Mann in das Haus, und das mußte sie nun beschicken und in Ordnung halten, that das auch gern, aber sie hatte immer Angst, der Alte könne bald sterben, und dann werde sie in dem einsamen Häuschen im wilden öden Walde auch so mutterseelensternallein sein, wie der Alte zuvor

gewesen war Das sagte sie ihm und er antwortete: „Hab kein Bangen, fürchte nicht und hoffe nicht, daß ich sterbe. Sieh, ich habe kein Herz in der Brust! stürbe ich aber dennoch, so findest du über der Thür mein weißes Zauberstäbchen, und rührst damit an die grauen Steine, so sind deine Schwestern und ihre Freier befreit und du hast Gesellschaft genug."

„Wo aber in aller Welt hast du denn dein Herz, wenn du es nicht in der Brust hast?" fragte die junge Braut. „Mußt du alles wissen?" fragte der Alte. „Nun wenn du es denn wissen mußt, in der Bettdecke steckt mein Herz."

Da nähte und stickte die junge Braut, wenn der Alte fort und seinen Geschäften nachging, in ihrer Einsamkeit gar schöne Blumen auf seine Bettdecke, damit sein Herz eine Freude haben sollte. Der Alte aber lächelte darüber und sagte: „Du gutes Kind, es war ja nur mein Scherz; mein Herz das steckt — das steckt" — „Nun wo steckt es denn lieber Vater?" — „Das steckt in der — Stubenthür!" —

Da hat die junge Frau am andern Tage, als der Alte fort war, die Stubenthür gar schön geschmückt mit bunten Federn und frischen Blumen und hat Kränze daran gehangen. Fragte der Alte, als er heimkam, was das bedeuten solle? sagte sie: „Das that ich, deinem Herzen was zu Liebe zu thun." Da lächelte wieder der Alte, und sagte: „Gutes Kind, ganz wo anders, als in der Stubenthüre, ist mein Herz." Da wurde die junge Braut sehr betrübt, und sprach: „Ach Vater, so hast du doch ein Herz, und kannst sterben und ich werde dann so allein sein." Da wiederholte der Alte alles, was er ihr schon zweimal gesagt, und sie drang auf's Neue in ihn, ihr zu sagen, wo doch eigentlich sein Herz sei? Da sprach der Alte: „Weit weit von hier liegt in tiefer Einsamkeit eine große uralte Kirche, die ist fest verwahrt mit eisernen Thüren, um sie ist ein tiefer Wallgraben gezogen, über den führt keine Brücke, und in der Kirche da fliegt ein Vogel wohl ab und auf, der ißt nicht und trinkt nicht d stirbt nicht, und Niemand vermag ihn zu fangen und so



lange er lebt, so lange lebe auch ich, denn in dem Vogel mein Herz."

Da wurde die Braut traurig, daß sie dem Herzen i Alten nichts zu Liebe thun konnte, und die Zeit wurde ihr la wenn sie so allein saß, denn der Alte war fast den ganzen auswärts.

Da kam einmal ein junger Wandergesell am Häus vorüber, der grüßte sie und sie grüßte ihn und sie gefiel i und er kam näher und sie fragte ihn, wohin er reise, wohe komme? — „Ach!" seufzte der junge Gesell: „Ich bin gar tr rig. Ich hatte noch sechs Brüder, die sind von dannen gezo sich Bräute zu holen und mir, dem Jüngsten, wollten sie eine mitbringen, sind aber nimmer wieder gekommen, und bin ich nun auch fort vom Hause, und will meine Brüder suche

„Ach, lieber Gesell!" rief die Braut: „da brauchst du n weiter zu gehen! Erst setze dich und iß und trinke etwas, dann laß dir erzählen!" Und gab ihm zu essen und zu trin und erzählte ihm, wie seine Brüder in die Stadt gekomm und wie sie ihre Schwestern und sie selbst als Bräute mit nach Hause hätten führen wollen, und daß sie für ihn, i Gast, bestimmt gewesen, und wie der Alte sie bei sich behal und die andern in graue Steine verwandelt habe. Das a erzählte sie ihm aufrichtig und weinte dazu, und auch daß Alte kein Herz in der Brust habe und daß es weit weit weg in einer festen Kirche und in einem unsterblichen Vogel. sagte der Bräutigam: „Ich will fort, ich will den Vogel such vielleicht hilft mir Gott, daß ich ihn fange." — „Ja das th daran wirst du wohl thun, dann werden deine Brüder und m Schwestern wieder Menschen werden!" und versteckte den Br tigam, denn es wurde schon Abend, und als am andern M gen der Alte wieder fort war, da packte sie dem Wandergese viel zu essen und zu trinken ein, und gab es ihm mit, wünschte ihm alles Glück und Gottes Segen auf seine Fahrt.

Als nun der Gesell eine tüchtige Strecke gegangen w



däuchte ihm, es sei wohl Zeit zu frühstücken, packte seine Reisetasche aus, freute sich der vielen Gaben und rief: „Holla! nun wollen wir schmausen! herbei, wer mein Gast sein will!"

Da rief es hinter dem Gesellen: „Muh!" und wie er sich umsah, stand ein großer rother Ochse da und sprach: „Du hast eingeladen, ich möchte wohl dein Gast sein!" — „Sei willkommen und lange zu, so gut ich's habe!" Da legte sich der Ochse gemächlich an den Boden, und ließ sich's schmecken, und leckte sich dann mit der Zunge sein Maul recht schön ab, und als er satt war, sagte er: „Habe du großen Dank und wenn du einmal Jemand brauchst, dir in Noth und Gefahr zu helfen, so rufe nur in Gedanken nach mir, deinem Gast." Und erhob sich und verschwand im Gebüsch. Der Gesell packte seine Tafelre

zusammen und pilgerte weiter, wieder eine tüchtige Strecke, d
däuchte ihm nach dem kurzen Schatten den er warf, es müß
Mittag sein, und seinem Magen däuchte das nämliche. D
setzte er sich an den Boden hin, breitete sein Tafeltuch aus
setzte seine Speisen und Getränke darauf, und rief: „Wohlan
Mittagsmahlzeit! Jetzt melde sich, was mittafeln will!“ D
rauschte es ganz stark in den Büschen, und es brach ein wilde
Schwein heraus, das grunzte: oui oui oui, und sagte: „E
hat hier Jemand zum Essen gerufen! Ich weiß nicht ob du e
warst, und ob ich gemeint bin?“

„Immerhin, lange nur zu, was da ist!“ sprach der Wan
dersmann und da aßen sie beide wohlgemuth miteinander un
schmeckte beiden gut. Darauf erhob sich das wilde Schwein un
sagte: „Habe Dank, bedarfst du mein so rufe dem Schwein!
und damit trollte es in die Büsche. Nun wanderte der Gese
gar eine lange Strecke, und war schon gar weit gewandert, d
wurde es gegen Abend, und er fühlte wieder Hunger und hatt
auch noch Vorrath, und da dachte er: wie wär' es mit dem Ves
pern? Zeit wär' es dächt ich: und breitete wieder sein Tuch au
und legte seine Speisen darauf, hatte auch noch etwas zu trin
ken, und rief: „Wer Lust hat mit zu essen, der soll eingelade
sein. Es ist nicht, als wenn nichts da wäre!“ da rauschte übe
ihm ein schwerer Flügelschlag und wurde dunkel auf dem Bode
wie vom Schatten einer Wolke, und es ließ sich ein großer Vo
gel Greif sehen, der rief: „Ich hörte Jemand hier unten zu
Tafel einladen! Für mich wird wohl nichts abfallen?“

„Warum denn nicht? Lasse dich nieder und nimm vorlieb
viel wird's nicht mehr sein!“ rief der Jüngling, und da ließ sic
der Vogel Greif nieder und aß zur Genüge und dann sagte er
„Brauchst du mich, so rufe mich!“ hob sich in die Lüfte un
verschwand. Ei, dachte der Geselle: der hat's recht eilig; er hätt
mir wohl den Weg nach der Kirche zeigen können, denn so find
ich sie wohl nimmer und raffte seine Sachen zusammen, un
wollte vor dem Schlafengehen noch ein Stückchen wandern. Un

wie er gar nicht lange gegangen war, so sah er mit einemmale die Kirche vor sich liegen und war bald bei ihr, das heißt am breiten und tiefen Graben, der sie rings ohne Brücke umzog. Da suchte er sich ein hüsches Ruheplätzchen, denn er war müde von dem weiten Weg und schlief, und am andern Morgen da wünschte er sich über den Graben und dachte: Schau, wenn der rothe Ochse da wär' und hätte rechten Durst, so könnte er den Graben aussaufen und ich käme trocken hinüber. Kaum war dieser Wunsch gethan, so stand der Ochse schon da und begann den Graben auszusaufen. Nun stand der Gesell an der Kirchenmauer, die war gar dick und die Thürme waren von Eisen, da dachte er so in seinen Gedanken: ach, wer doch einen Mauerbrecher hätte! Das starke wilde Schwein könnte vielleicht hier eher etwas ausrichten, als ich. Und siehe, gleich kam das wilde Schwein daher gerannt und stieß heftig an die Mauer und wühlte mit seinen Hauern einen Stein los, und wie erst einer los war, so wühlte es immer mehr und und immer mehr Steine aus der Mauer, bis ein großes tiefes Loch gewühlt war, durch das man in die Kirche einsteigen konnte. Da stieg nun der Jüngling hinein, und sah den Vogel darin herumfliegen, vermochte aber nicht ihn zu ergreifen. Da sprach er: „Wenn jetzt der Vogel Greif da wäre, der würde dich schon greifen, dafür ist er ja der Vogel Greif!“ Und gleich war der Greif da und gleich griff er den Vogel, in dem des alten Mannes Herz war, und der junge Gesell verwahrte selbigen Vogel sehr gut, der Vogel Greif aber flog davon.

Nun eilte der Jüngling so sehr er konnte zur jungen Braut, kam noch Abends an und erzählte ihr alles, und sie gab ihm wieder zu essen und zu trinken und hieß ihn unter die Bettstelle kriegen mit sammt seinem Vogel, damit ihn der Alte nicht sähe. Dies that er alsbald, nachdem er gegessen und getrunken hatte; der Alte kam nach Hause und klagte, daß er sich krank fühlte, daß es nicht mehr mit ihm fortwolle — das machte, weil sein Herzvogel gefangen war. Das hörte der Bräutigam unter dem

Bette und dachte, der Alte hat dir zwar nichts Böses gethan, aber er hat deine Brüder und ihre Bräute verzaubert, und deine Braut hat er für sich behalten, das ist des Bösen nicht zu wenig, und da kneipte er den Vogel, und da wimmerte der Alte: „Ach, es kneipt mich! Ach, der Tod kneipt mich, Kind — ich sterbe!“ Und fiel vom Stuhl und war ohnmächtig, und ehe sich's der Jüngling versah, hatte er den Vogel todtgekneipt, und da war es aus mit dem Alten. Nun kroch er hervor, und die Braut nahm den weißen Stab, wie ihr der Alte gelehrt hatte, und schlug damit an die zwölf grauen Steine, siehe, da wurden sie wieder die sechs Brüder und die sechs Schwestern, das war eine Freude und ein Umarmen und Herzen und Küssen, und der alte Mann war und blieb todt, konnt' ihn keine Meisterwurz wieder lebendig machen, wenn sie ihn auch hätten lebendig haben wollen. Da zogen sie alle mit einander fort, und hielten Hochzeit mit einander und lebten gut und glücklich mit einander lange Jahre.



Die beiden kugelrunden Müller.

Es war einmal ein Müller, der war schon an sich sehr stark und dick, wollte aber auch fest sein gegen Hieb und Stich, gegen Bolz und Pfeil, darum steckte er

sich in eine wunderliche Kleidung. Er ließ sich zuvörderst ein Wams machen, das fütterte er mit Kalk und Sand, und ließ um das zu verbinden, geschmolzenes Pech hineinfließen, hinten machte er ein Futter von mehreren Körben und vorn beblechte er es mit alten Reibeisen und eisernen Hafendeckeln, da wurde das Wams schwerer als der schwerste Brust- und Rückenharnisch, den jemals ein streithafter Ritter trug.

Darüber zog dieser Müller nun drei Hemden, und unter das Wams legte er einen wirklichen Panzer an, über die Hemden aber einen Panzer, und darüber zog er neun lodene Röcke, wie sie die Wollenweber im Schwabenlande noch heute fertigen. Wenn nun der Müller sich mit diesem stattlichen Kleiderbollwerk angethan, wobei er die Beine mit mehr als vier alten übereinander gezogenen Lederhosen verwahrt, so war er ein so stattliches kugelrundes Kerlchen, daß er eben so breit war, als hoch, wie eine rechte Kugel sein muß, und konnte sich auch kaum rühren und regen, und mußte denn seine Freundschaft mit ihm geben, ihn führen und geleiten. Da er nun alljährlich zu St. Oswald's Kirchtag ging und sich auch sehen lassen wollte vor den Leuten, so fuhr er einher auf einem Karren in seiner Rüstung und so gewappnet, wie Jedermänniglich noch nie gesehen hatte. Den Wagen zogen vier starke Ochsen, und hinterdrein gingen alle Bauern seines Orts mit ihren Weibern und Kindern, die steckten sich, wenn sich ein Feind zeigte, hinter ihres Müllers Karren, wie hinter eine Feste und Schirmhut. Er war gewaffnet mit zween Spießen und einer Armbrust, an seiner Seite hing ein Schwert einer Mannslänge lang, ein Zweihander; und neben ihm lag noch ein Bogen nebst einem Pfeilköcher.

Wenn nun der kugelrunde Müller mit seinem Karren und seinen vier Ochsen an einen gewissen Berg kam, über welchen der Weg führte so harreten seiner dort ein Paar Neffen mit Weib und Kindern, die halfen den Wagen in die Höhe hinauf schieben, während vorn noch sechs Ochsen als Vorspann zogen, und so brachten sie ihn denn endlich hinauf mit Ach und Krach

und Vergießung vieler Schweißtropfen. Ging es nun auf der andern Seite des Berges wieder abwärts, so mußte eingehemmt werden so viel als nur möglich, daß es nicht mit dem Kugelrunden kopfüber kopfunter ging. Wenn seine Sippschaft ihn nun endlich am Ziele hatte, so wurde er mit Leitern und Hebebäumen vom Wagen herabgeschrotet, wie ein großes Weinfaß, und dann schaarten sie sich um ihn her, zumeist hinter ihm wie die Philister hinter ihrem Goliath.

Dabei war der runde Mehlsack von großer Stärke und Unerschrockenheit und es ging von ihm die Rede, daß er einst in einem Schimpfspiel, wo ein Kämpfer einen Apfel, der andere eine Birne an der Spitze seiner Klinge geführt, und sich ein großer Lärm erhob, dermaßen in den Haufen mitten hinein geschlagen, wie ein Hagelschauer in das Getraide, so daß er vielen Bauern viel Leid's gebracht. Aber da war ihm ein Gegner entgegengetreten, stark und kräftig, der führte einen Hauptstreich nach dem Müller, daß seine Blechhaube gleich zu Boden fiel, und meinten Alle, die das sahen, der Kopf wäre mit vom Rumpfe geflogen; der kugelrunde Kämpe hatte aber, wie sein Gegner ausholte, seinen Kopf aus der Haube schnell heraus unter die hohe Halsberge gezogen, und jetzt that er einen Streich nach dem Gegner, der ihm so tief in den Hals schnitt, wie die Sense des Mähers in das Gras. Da fürchteten sich alle vor dem gewaltigen Mann, dem die Thaten, die man von Recken las, nur ein Spaß schienen.

Nun aber war ein andrer Müller in der Nachbarschaft, der war eben so stark und groß, eben so kugelrund und trug auch so ein wohlausgefüttertes und geblechtes Wams, und keiner mochte den andern leiden, weil keiner dem andern nachstand. Und haßten und bekriegten einander schon zehn Jahre. Auf jedem Kirchweihtage, wo sie hinkamen, geriethen sie an einander, und fochten gegen einander mit Worten und Waffen; es konnte aber ihrer keiner dem andern was anhaben, und waren zwei gar gefürchtete Kampfhelden. Der eine Müller hatte einen Sohn.

der andere eine Tochter, welche beide einander so sehr liebten, als die Väter einander haßten, darüber wurde der Zwiespalt noch größer, bis endlich gute und einsichtsvolle Freunde sich in's Mittel schlugen und beiden Müllern riethen, gute Freunde zu werden und ihre Kinder mit einander zu verheirathen.

Wie das Gerücht von dem Bündniß der beiden Müller in's Land erscholl, und daß sie sogar ihre Kinder miteinander verheirathen wollten, da erhob sich große Unruhe und Besorgniß, denn Jedermänniglich konnte sich nun an den Fingern abzählen, daß die beiden Kugelrunden sein würden wie zwei Mühlsteine, zwischen denen alles, was ihnen zu nahe käme, würde aufgerieben werden. Und wer jetzt den einen Müller zu nahe trat, der hatte es gleich mit beiden zu thun, und konnte kein Fürst beide Wämser überwinden, denn die Müller glichen runden Burgen, waren nicht auszuhungern durch eine Belagerung, denn sie hatten auch in ihren Wämsern manche Metze gefaßt, von der sie zehren konnten lange Zeit. Da aber nun die beiden unüberwindlichen Helden also mannhaft waren , daß selbst der Kaiser große Mühe gehabt haben würde, sie zu überwältigen, so mußte man nur froh sein, daß sie ihre große Macht gegen die Feinde des Reiches kehrten, und begehrten gar keinen Sold und Lohn, sondern nur die Ehre fechten und streiten zu dürfen. Und war das nur ihre einzige Klage, daß so mancher Tag verging, an dem sie keines Gegners ansichtig wurden, weil ihr Ruf so weit und breit genannt war, daß sich Alles vor ihnen fürchtete.

Viele tapfere Thaten vollführten die beiden kugelrunden Müller, seit sie mit einander verbunden waren, und wenn man diese Thaten und die Abenteuer, welche durch sie bestanden wurden, niedergeschrieben hätte, so wäre das ein Buch geworden, zweimal so stark wie die Weltchronik. Auch thaten sie mehr Wunderthaten, als alle die Recken, von denen die alten Lieder und Geschichten sagen. Endlich schlugen sie ihre Wohnung in einer Wüste hinten an der Welt Ende auf, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.



Hans im Glücke.

Es war einmal ein Bauernknabe, hieß Hans, ein ehr
Blut, dünkte sich nicht auf den Kopf gefallen, der diente t
und ehrlich einem großen, reichen Herrn eine Reihe von Jahr
'etzt bekam Hans das Heimweh, wollte gern bei seiner M

ter sein und sprach seinen Herrn um den verdienten Lohn an. Der gab Hansen ein Stück Gold, das war so groß, wie Hansens Kopf, und Hansens Kopf gehörte nicht zu den dünnen und kleinsten. Der war zufrieden, packte den schweren Goldklumpen in ein Tüchlein, und machte sich auf die Spazierhölzer. Das Gehen wurde ihm aber blutsauer, er schwitzte, daß er troff, denn der Goldklumpen war schrecklich schwer, er mochte ihn tragen wie er wollte, auf dem Kopf oder auf den Schultern.

Da trottelte ein Reiter leicht und wohlgemuth an Hans vorbei, saß auf einem spiegelglatten Pferd. „Ei!“ rief Hans, „reiten ist eine schöne Kunst, wer sie kann und ein Pferd hat!“ Der Reiter hielt sein Rößlein an, weil er Hansens Rede in seine Ohren hinein gehört hatte, und fragte ihn, womit er sich denn da so mühselig schleppe?

„Ach! es ist Gold, pures schweres Gold! Der Mensch ist ein geplagtes Thier!“ sagte Hans, indem er den Klumpen ächzend zur Erde warf.

„Ei!“ sprach der Reiter, wenn du gern reiten willst, so laß uns einen Tausch machen. Giebst mir deinen Lastklumpen und nimmst mein Pferd dafür!“ Das ließ sich Hans nicht zweimal bieten, er rief fröhlich: „Topp! schlagt ein!“ und der Handel war geschlossen. Der Reiter nahm das Gold und machte, daß er damit Hansen aus dem Gesicht kam, dachte, der Handel könnte jenen reuen. Hans aber kletterte auf den Gaul und ritt davon, daß es stäubte, aber nicht gar lange, da that das Pferd einen Satz, daß Hans, der nicht reiten konnte, herunterfiel, wie ein Nußsack. Konnte kaum ein Glied regen. Ein Bauer, der mit einer Kuh des Weges zog, fing das ledige Pferd, und führt's dahin, wo Hans lag. Der weinte und rieb sich die Knochen. „Nimmermehr reiten, thut nicht gut! Wer doch so ein sanftes Kühchen hätte, wie Ihr dort, guter Freund! Da könnte man tagtäglich Milch essen, und Butter und Käse und wird nicht heruntergeworfen.“

„Ei,“ sagte der pfiffige Bauer, „wenn euch die Kuh so



wohlgefällt, so gefällt mir nun gerade auch euer muthiges Pferd, geb' euch die Kuh für das Pferd!"

„Das ist ein guter Tausch, den lob' ich mir," sprach Hans, nahm die Kuh und trieb sie vor sich her, während der Bauer sich auf das Roß setzte, und heidi, hast du nicht gesehen, davon ritt.

Als Hans in ein Wirthshaus kam, verzehrte er seine letzten Paar Heller, denn er meinte nun, da er die Kuh habe, brauche er kein Geld, und marschirte weiter. Es war aber den Tag sehr heiß und noch eine weite Strecke zum Dorfe, wo Hans her war und wo seine Mutter wohnte, und es durstete Hansen. Da schickte er sich an, die Kuh zu melken, aber so ungeschickt, daß keine Milch kam, und daß ihm zuletzt die Kuh einen Tritt gab, davon ihm Hören und Sehen verging, und er nicht wußte, ob er ein Bub oder ein Mädchen war. Da trieb just ein Metzger des Weges mit einem jungen Schwein, der fragte mitleidvoll den geschlagenen Hans, was ihm fehle, und gebot ihm einmal aus seiner Flasche zu trinken. Hans erzählte sein Abenteuer und der Metzger machte ihm bemerklich, daß von so einer alten Kuh

keine Milch zu erwarten sei, die müsse man schlachten. „Hm!“ meinte Hans, „wird auch keinen sonderlichen Braten geben, altes Kuhfleisch! Ja, wer so ein nettes fettes Schweinchen hätte, das schmeckt, und giebt Fetzenwürstel!“

„Guter Freund!“ sagte der Metzger, „wenn euch das Schweinchen so gefällt, so laßt uns einen Tausch treffen, gerade auf, ihr das Schwein, ich die Kuh! Ist's recht?“ — „Ist schon recht!“ sagte Hans, von Herzen innerlich froh über sein Glück. Zog heiter seine Straße und dachte: „Bist doch ein rechtes Glückskind, Hans! Immer wird der Schade wieder ersetzt. O wie soll dieser Schweinebraten schmecken!“

Bald kam ein Bursche desselben Wegs und holte den Hans ein, der trug eine fette, schwere, weiße Gans im Arm, grüßte Hans, und da sie mit einander in's Gespräch kamen, erzählte er ihm, daß die Gans zu einem Kindtaufsbraten bestimmt sei. Das müßte ein Braten werden, der seines Gleichen suche. Dabei ließ er die Gans den Hans in der Hand wiegen und unter den Flügeln die Fettklumpen befühlen.

„Die Gans ist gut, mein Schweinchen da ist aber auch kein Hund!“ sagte Hans. „Wo hast du denn das Schwein her?“ fragte der Bursche, und Hans erzählte, daß er es vor kurzem erst erhandelt. Da sah sich jener bedenklich um und sprach: „Höre, ein Wort im Vertrauen! Da hinten im letzten Dorfe ist dem Schulzen alleweil ein junges Schwein gestohlen worden. Der Dieb hat's an dich verpascht, und wenn jetzt der Flurschütz uns nachkommt (mich däucht, ich sehe seinen Spieß schon dort über den Kornähren blinken), so faßt er dich für den Dieb, und du kommst, statt mit dem Schwein in die Küche deiner Mutter, in des Teufels Küche!“

„Ach du mein lieber Herr Gott! Was bin ich für ein Unglücksvogel!“ schrie Hans. „Hilf mir doch um Gottes willen, guter, liebster Freund!“

„Weißt du was,“ sprach der Bursche, geschwind gieb mir das Schwein und nimm du meine Gans! Ich weiß hier



herum die Schleichwege, und ich will mich schon unsichtb
machen!"

Gesagt, gethan, Handel geschlossen, und in zwei Aug
blicken waren Bursch und Schwein dem Hans aus den Aug
„Bin doch ein Glücksvogel!" lachte Hans innerlich, und tr
die Gans eine gute Strecke. Vom Flurschütz oder sonst ein
Nachsetzenden war nichts zu sehen. Hans berechnete den gu
Braten, das Fett, die Federn, die Freude seiner Mutter; u
so kam er in das letzte Dorf vor dem seinigen. Da stand
Scheerenschleifer an seinem Karren, der sah ganz fröhlich a
schliff und pfiff, und pfiff und schliff, daß es nur so schnurr
dann sang er einen lustigen Gassenhauer:

„Es kam ein junger Schleifer her,
Schliff die Messer und die Scheer!
Hat's gern gethan,
Thut's noch einmal,
Was geht's dich an?
Was hast denn du davon?"

Hans blieb ganz verwundert stehen mit seiner Gans, und hatte seine Verwunderung über des Schleifers Lustigkeit, dann bot er ihm guten Tag und fragte; „Euch geht's gewiß recht gut, daß ihr so lustig und fröhlich seid? Wer's doch auch so hätte!"

„O ja, mein guter Kamerad," sprach der Scheerenschleifer, „bin alldieweil lustig, immer Geld in der Tasche, kannst's auch so haben mit deiner Gans. Woher hast du die Gans?"

„Hab' sie gekriegt für ein Schwein!" berichtete Hans. „Und das Schwein?" — „Für eine Kuh gekriegt!" — „Und die Kuh?" — „Für ein Pferd eingehandelt." — „Und das Pferd?" — „Einen Klumpen Gold hingegeben, so groß wie mein Kopf." — „O du Schlaukopf! Und woher das Gold?" — „Sieben Jahre gedient, Lohn bekommen!" — „Pfiffikus, dir fehlt nichts, als daß du ein Schleifer würdest, wie ich, dann klingt dir das Geld in allen Taschen. Dazu braucht es nur eines guten Hirnschleifsteins; hier hab ich noch einen liegen, ist zwar schon etwas abgenutzt, geht aber noch mit (wenn du ihn trägst)! Den geb' ich dir für deine Gans. Willst du?"

„Ob ich will? Freilich!" rief Hans ganz erfreut. „Geld in allen Taschen ist eine schöne Profession."

Der lose Schleifer gab dem guten Hans einen alten Wetzstein und einen Kiesel, der am Wege lag und Hans zog fürbaß, ganz glücklich, daß sich alles so schön getroffen, meinte er müsse in einer Glückshaut geboren sein.

Aber die Sonne schien und brannte heiß, Hans hatte Hunger und Durst, war matt und müde, und die Steine waren schwer, fast so schwer, wie der Goldklumpen gewesen war, und er dachte: o wenn ich mich doch nicht mit diesen Schleifsteinen

schleppen müßte. Da war ein Brünnlein am Wege, daraus wollte Hans seinen Durst löschen, bückte sich, und beim Bücken fielen die Steine in den Brunnen hinab. Wer war froher wie Hans im Glücke, daß er so mit einem Male ohne sein Zuthun die schweren Steine los geworden! Freudig sprang er auf, los und ledig aller Sorgen, aller Lasten, pries sich als den glücklichsten Menschen, und langte guten Muthes bei seiner Mutter an, — Hans im Glücke.

Die drei Federn.



Einem Mann wurde ein Söhnlein geboren und, da der Vater ausging, einen Pathen zu suchen, der das Kind aus der Taufe hebe, so fand er einen jungen wunderschönen Knaben, gegen den sein Herz gleich voll Liebe wurde. Und als er ihm nun seine Bitte vortrug, war der schöne Knabe gern bereit mitzugehen, und das Kind zu heben, und hinterließ ein junges weißes Roß als Pathengeschenk. Dieser Knabe ist aber Niemand anders gewesen, als Jesus Christus, unser Herr.

Der junge Knabe, welcher in der Taufe den Namen Heinrich empfangen hatte, wuchs zu seines Vaters und seiner Mut-

ter Freude, und wie er die Jünglingsjahre erreicht hatte, da hielt es ihn nicht mehr daheim, sondern es zog ihn in die Ferne, nach Thaten und Abenteuern. Nahm daher Urlaub von seinen Aeltern, setzte sich auf sein gesatteltes Rößlein, das ihm der unbekannte Knabe zum Pathengeschenk gegeben, obschon er nicht wußte, wie viel dieses Rößlein werth war, und ritt frisch und fröhlich darauf in die Welt hinein. Da ritt er eines Tages durch einen Wald, und siehe, da lag hart am Wege eine Feder aus dem Rad eines Pfauen, und die Sonne schien auf die Feder, daß ihre bunten Farben in ihrem Glanze prächtig leuchteten. Der junge Knabe hielt sein Rößlein an, und wollte absteigen, um die Feder aufzuheben, und sie an seinen Hut zu stecken. Da that das Rößlein sein Maul auf, und sprach: „Ach laß die Feder auf dem Grunde liegen!“ Deß verwunderte sich der junge Reiter, daß das Rößlein sprechen konnte, und es kam ihm ein Schauer an; blieb im Sattel, stieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter. Nach einer Zeit geschah es, daß der Knabe am Ufer eines Bächleins hinritt, siehe, da lag eine bunte, viel schönere Feder auf dem grünen Gras, als jene war, die im Walde gelegen hatte, und des Knaben Herz verlangte nach ihr, seinen Hut damit zu schmücken; denn dergleichen Pracht von einer Feder hatte er all sein Lebtag noch nicht gesehen. Aber wie er absteigen wollte, sprach das Rößlein abermals: „Ach laß die Feder auf dem Grunde!“ Und wieder verwunderte sich der Knabe über alle Maaßen, daß das Rößlein sprach, während es doch sonst nicht redete, folgte auch diesmal, blieb im Sattel, stieg nicht ab, hob die Feder nicht auf, ritt weiter.

Nun währte es nur eine kleine Zeit, da kam der Knabe an einen hohen Berg, wollte da hinauf reiten, da lag an seinem Fuße im Wiesengrunde wieder eine Feder, das war nach seinem Vermeinen aber die allerschönste in der ganzen weiten Welt, und die mußte er haben. Sie glänzte und funkelte wie lauter blaue und grüne Edelsteine, oder wie die hellen Thautropfen in der Morgensonne. Aber wiederum sprach das Rößlein: „Ach laß

die Feder auf dem Grunde!“ Diesesmal vermochte der Jüngling dem Rößlein nicht zu gehorchen, und wollte seinen Rath nicht hören, denn es gelüstete ihn allzusehr nach dem lieblichen und stattlichen Schmuck. Er stieg ab, hob die Feder vom Grunde und steckte sie auf seinen Hut. Da sprach das Rößlein: „O weh, was thust du dir zum Schaden? Es wird dich wohl noch reuen!“ Weiter sprach es nichts. Wie der Jüngling weiter ritt, so kam er an eine stattliche und wohlgebaute Stadt, da sah er viel geschmückte Bürgersleute, und es kam ihm ein feiner Zug entgegen mit Pfeifern, Paukern und Trompetern, und vielen wehenden Fahnen, und das war prächtig anzusehen. Und in dem Zuge gingen Jungfrauen, die streuten Blumen, und die vier schönsten trugen auf einem Kissen eine Königskrone. Und die Aeltesten der Stadt reichten die Krone dem Jüngling und sprachen: „Heil dir, du uns von Gott gesandter edler Jüngling! Du sollst unser König sein! Gelobt sei Gott der Herr in alle Ewigkeit!“ Und alles Volk schrie: „Heil unserm König!“ Der Jüngling wußte nicht wie ihm geschehen, als er auf seinem Haupte die Königskrone fühlte, kniete nieder und lobte Gott und den Heiland. Hätte er die erste Feder aufgehoben, so wäre er ein Graf geworden; die zweite: ein Herzog, und hätte er die dritte Feder nicht aufgehoben, so hätte er auf dem Bergesgipfel eine vierte gefunden, und das Rößlein hätte dann gesprochen: „Diese Feder nimm vom Grunde.“ Dann wär' er ein mächtiger Kaiser geworden über viele Reiche der Welt, und die Sonne wäre nicht untergegangen in seinen Landen. Doch war er auch so zufrieden, und war ein gütiger, weiser, gerechter und frommer König.

Die sieben Raben.

Wie in der Welt gar viele wunderliche Dinge geschehen, so trug sich's auch einmal zu, daß eine arme Frau sieben Knäblein auf einmal gebar; und diese lebten alle und gediehen alle. Nach etlichen Jahren bekam sie auch noch ein Töchterchen. Ihr Mann war gar fleißig und tüchtig in seiner Arbeit, deshalb ihn auch die Leute, welche Handarbeiter bedurften, gerne in Dienst nahmen, wodurch er nicht nur seine zahlreiche Familie auf ehrliche Weise ernähren konnte, sondern so viel erwarb, daß auch noch bei genauer Einrichtung seine brave Hausfrau einen Nothpfennig zurücklegen konnte. Doch dieser treue Vater starb in seinen besten Jahren, und die arme Wittwe gerieth bald in Noth, denn sie konnte nicht so viel erschaffen, um ihre acht Kinder zu ernähren und zu kleiden. Dazu wurden die sieben Knaben immer größer, und brauchten immer mehr, und wurden aber auch zur größten Betrübniß ihrer Mutter immer unartiger, ja sie wurden sogar wild und böse. Die arme Frau vermochte kaum zu ertragen, was sie alles bekümmerte und drückte. Sie wollte doch ihre Kinder gut und fromm erziehen, und ihre Strenge und Milde fruchtete nichts, der Knaben Herzen waren und blieben verstockt. Darum sprach sie eines Tages, als ihre Geduld ganz zu Ende war: „O, ihr bösen Raben-Jungen, ich wollte, ihr wäret sieben schwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder sähe." Und alsbald wurden die sieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenster hinaus und verschwanden.

Nun lebte die Mutter mit ihrem einzigen Töchterlein recht stille und zufrieden, sie verdienten sich mehr noch als sie brauchten. Und die Tochter wurde ein hübsches, gutes und sittsames Mädchen. Doch nach etlichen Jahren bekamen Beide, Mutter und Tochter, gar herzliche Sehnsucht nach den sieben Brüdern, und sprachen oft von ihnen und weinten: wenn doch die Brü-



wieder kämen, und brave Bursche wären, wie könnten wir durch unsere Arbeit uns so gut stehen und unter einander so viele Freude haben. Und weil die Sehnsucht nach ihren Brüdern im Herzen des Mägdleins immer heftiger wurde, sprach sie einst zur Mutter: „Liebe Mutter, laß mich fortwandern und die Brüder aufsuchen, daß ich sie umlenke von ihrem bösen Wesen, und sie dir zuführe zur Ehre und Freude deines Alters.“ Die Mutter antwortete: „Du gute Tochter, ich kann und will dich nicht abhalten, die fromme That zu vollführen, wandre fort, und Gott geleite dich.“ Gab ihr darauf ein kleines goldnes Ringlein, das sie schon als kleines Kind am Finger getragen, wie die Brüder in Raben verwandelt wurden.

Da machte sich das Mädchen sogleich auf und wanderte fort, gar weit, weit fort, und fand lange keine Spur von ihren Brüdern: aber einmal kam sie an einen sehr hohen Berg, auf dessen

niedergesetzt um auszuruhen und blickte sinnend immer hinauf nach dem Häuschen. Dasselbe kam ihr bald vor wie ein Vogelnest, denn es sah grau aus, als ob es von Steinchen und Koth zusammengefügt wäre, bald kam es ihr vor wie eine menschliche Wohnung. Sie dachte: ob nicht da droben deine Brüder wohnen? Und als sie endlich sieben schwarze Raben aus dem Häuschen fliegen sah, bestätigte sich ihre Vermuthung noch mehr. Sie machte sich freudig auf, um den Berg zu ersteigen; doch der Weg, der hinauf führte, war mit so seltsamen, spiegelglatten Steinen gepflastert, daß sie allemal, wenn sie mit großer Mühe eine Strecke hinan war, ausglitt und wieder herunter fiel. Da wurde sie betrübt, und wußte nicht, wie sie nur hinauf kommen könnte. Da sah sie eine schöne weiße Gans, und dachte: wenn ich nur deine Flügel hätte, so wollte ich bald droben sein. Dann dachte sie wieder: kann ich denn mir ihre Flügel nicht abschneiden? Ei, dann wäre mir ja geholfen? Und sie fing rasch die schöne Gans, schnitt ihr die Flügel ab, und auch die Beine, und nähte sich dieselben an. Und siehe, wie sie das Fliegen probirte, ging es so schön, so leicht und gut, und wenn sie müde war vom Fliegen, lief sie ein wenig mit den Gänsefüßen, und glitt nicht einmal wieder aus. So kam sie schnell und gut an das lang ersehnte Ziel. Droben ging sie hinein in das Häuschen, doch war es sehr klein; drinnen standen sieben winzig kleine Tischchen sieben Stühlchen, sieben Bettchen, und in der Stube waren auch sieben Fensterchen, und in dem Ofen standen sieben Schüsselchen, darauf lagen gebratene Vögelchen und gesottene Vogeleier. Die gute Schwester war von der weiten Reise müde geworden, und freute sich nun, einmal ordentlich ausruhen zu können; auch fühlte sie Hunger. Da nahm sie die sieben Schüsselchen aus dem Ofen, und aß von einem jeden ein wenig, und setzte sich auf jedes Stühlchen ein wenig, und legte sich in jedes Bettchen ein wenig, und in dem letzten Bettchen schlief sie ein, und blieb darinnen liegen, bis die sieben Brüder zurückkamen. Diese flogen durch die sieben Fenster herein in die Stube, nahmen ih

Schüsseln aus dem Ofen und wollten essen, merkten aber, daß schon davon gegessen war. Nun wollten sie sich schlafen legen, und fanden ihre Bettchen verrückt, und einer der Brüder that einen lauten Schrei, und sprach: „O was liegt für ein Mägdlein in meinem Bett!“ Die andern Brüder liefen schnell herbei, und sahen erstaunt das schlafende Mädchen liegen. Da sprach



einer um den andern: „Wenn es doch unser Schwesterchen wäre!“ und wieder rief einer um den andern voll Freude: „Ja, das ist unser Schwesterchen, ja, das ist es! Solche Haare hatte es, und solch ein Mündlein hatte es, und solch ein Ringlein trug es damals an seinem größten Finger, wie es jetzt am kleinsten eins trägt!“ und sie jauchzten alle, und küßten das Schwesterchen alle; aber dieses schlief so fest, daß es lange nicht erwachte.

Endlich schlug das Mädchen die Aeuglein auf, und sah die sieben schwarzen Brüder um ihr Bett sitzen. Da sagte sie: „O, Seid herzlich gegrüßt, meine lieben Brüder. Gott sei gedankt, daß

ich euch endlich gefunden habe; ich habe euretwegen eine lange, mühevolle Reise gemacht, um euch wieder aus eurer Verbannung zurückzuholen, wenn ihr nämlich einen bessern Sinn in euren Herzen gefaßt habt, daß ihr eure gute Mutter nie mehr ärgern wollet, daß ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude eurer alten Mutter werden wollet." Während dieser Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, nnd sprachen nun: „Ja, herzige Schwester, wir wollen gut sein, und nie wieder die Mutter beleidigen, ach, als Raben haben wir ein elendiges Leben, und ehe wir uns dieses Häuschen erbaut, sind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte: denn wir mußten die Leichname von den armen gerichteten Sündern fressen, und wurden dadurch stets an des Sünders schauerliches Ende erinnert."

Die Schwester weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder sich bekehrt hatten, und so voll frommen Sinnes sprachen. „O!" rief sie aus, „nun ist alles gut, wenn ihr nach Hause kommt, und die Mutter vernimmt, daß ihr besser worden seid, wird sie euch herzlich verzeihen, und euch wieder zu Menschen machen."

Als nun die Brüder mit dem Schwesterchen heim reisen wollten, sprachen sie erst, indem sie ein hölzernes Kästchen öffneten: „Liebe Schwester, nimm hier diese schönen goldenen Ringe und blitzenden Steinchen, die wir draußen so nach und nach fanden, in dein Schürzchen und trage es mit nach Hause, denn dadurch können wir als Menschen reich werden. Als Raben trugen wir sie nur um des schönen Glanzes willen zusammen."

Das Schwesterchen that so wie die Brüder wollten, und hatte selbst Freude an dem schönen Schmuck. Auf der Heimreise trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schwesterchen auf ihren Flügeln, bis sie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen sie zum Fenster hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan stets gute Kinder zu sein. Auch die Schwester half bitten und flehen, und die Mutter war voll Freude und Liebe und verzieh ihren sieben Söhnen. Da wurden

sie wieder Menschen und gar schöne blühende Jünglinge, einer so groß und so anmuthvoll wie der andere. Dankend herzten und küßten sie die gute Mutter und die liebevolle Schwester. Und bald darauf nahmen alle sieben Brüder sich junge sittsame Frauen, bauten sich ein großes schönes Haus, denn sie hatten für ihre Kleinodien sehr vieles Geld bekommen, und des neuen Hauses erste Weihe war der Brüder siebenfache Hochzeit.

Dann nahm auch die Schwester einen braven Mann, mußte aber auf der Brüder Flehn und Bitten bei ihnen wohnen bleiben.

So hatte die gute Mutter noch viel Freude an ihren Kindern, und wurde von denselben bis an ihr spätes Alter liebevoll gepflegt und kindlich verehrt.

Das Thränenkrüglein.

Es war einmal eine Mutter und ein Kind, und die Mutter hatte das Kind, ihr einziges, lieb von ganzem Herzen, und konnte ohne das Kind nicht leben und nicht sein. Aber da sandte der Herr eine große Krankheit, die wüthete unter den Kindern und erfaßte auch jenes Kind, daß es auf sein Lager sank und zum Tod erkrankte. Drei Tage und drei Nächte wachte, weinte und betete die Mutter bei ihrem geliebten Kinde, aber es starb. Da erfaßte die Mutter, die nun allein war auf der ganzen Gotteserde, ein gewaltiger und namenloser Schmerz, und sie aß nicht und trank nicht und weinte, weinte wieder drei Tage lang und drei Nächte lang ohne Aufhören, und rief nach ihrem Kinde. Wie sie nun so voll tiefen Leides in der dritten Nacht saß, an der Stelle, wo ihr Kind gestorben war, thränenmüde und schmerzensmatt bis zur Ohnmacht, da ging leise die Thüre auf, und die Mutter schrak zusammen, denn vor ihr stand ihr gestorbenes

ich euch endlich gefunden habe; ich habe euretwegen eine lange, mühevolle Reise gemacht, um euch wieder aus eurer Verbannung zurückzuholen, wenn ihr nämlich einen bessern Sinn in euren Herzen gefaßt habt, daß ihr eure gute Mutter nie mehr ärgern wollet, daß ihr fleißig mit uns arbeitet, und die Ehre und Freude eurer alten Mutter werden wollet." Während dieser Rede hatten die Brüder bitterlich geweint, nnd sprachen nun: „Ja, herzige Schwester, wir wollen gut sein, und nie wieder die Mutter beleidigen, ach, als Raben haben wir ein elendiges Leben, und ehe wir uns dieses Häuschen erbaut, sind wir oft vor Hunger und Elend bald umgekommen. Dazu kam die Reue, die uns Tag und Nacht folterte: denn wir mußten die Leichname von den armen gerichteten Sündern fressen, und wurden dadurch stets an des Sünders schauerliches Ende erinnert."

Die Schwester weinte Freudenthränen, daß ihre Brüder sich bekehrt hatten, und so voll frommen Sinnes sprachen. „O!" rief sie aus, „nun ist alles gut, wenn ihr nach Hause kommt, und die Mutter vernimmt, daß ihr besser worden seid, wird sie euch herzlich verzeihen, und euch wieder zu Menschen machen."

Als nun die Brüder mit dem Schwesterchen heim reisen wollten, sprachen sie erst, indem sie ein hölzernes Kästchen öffneten: „Liebe Schwester, nimm hier diese schönen goldenen Ringe und blitzenden Steinchen, die wir draußen so nach und nach fanden, in dein Schürzchen und trage es mit nach Hause, denn dadurch können wir als Menschen reich werden. Als Raben trugen wir sie nur um des schönen Glanzes willen zusammen."

Das Schwesterchen that so wie die Brüder wollten, und hatte selbst Freude an dem schönen Schmuck. Auf der Heimreise trugen die Rabenbrüder einer um den andern das Schwesterchen auf ihren Flügeln, bis sie an die Wohnung ihrer Mutter kamen; da flogen sie zum Fenster hinein und baten ihre Mutter um Verzeihung und gelobten, fortan stets gute Kinder zu sein. Auch die Schwester half bitten und flehen, und die Mutter war voll Freude und Liebe und verzieh ihren sieben Söhnen. Da wurden

Die schöne junge Braut.

Es ging einmal ein hübsches Landmädchen in den Wald, um Futter für ihre Kuh zu holen; wie sie nun in Gottes Namen grasete und an gar nichts Arges dachte, so kamen auf einmal viele Räuber, umringten sie und führten sie mit sich fort, ohne Gnad' und Barmherzigkeit, sie mochte schreien und zappeln, bitten und betteln so viel sie wollte. Weit ab von des Mädchens Heimath in einem finstern Walde hatten die Räuber ein Haus, worin sie sich aufhielten, wenigstens blieben immer einige daheim, wenn die andern auf Raub auszogen. Dem Mädchen thaten aber die Räuber weiter nichts zu Leide, als daß sie sie eben aus ihrer Heimath fortführten, und sie in dem Hause gleichsam gefangen hielten; sie mußte den Haushalt besorgen, kochen, backen und waschen, sonst hatte sie es gut, wurde aber immer scharf bewacht. Dabei hatten ihr die Räuber den Namen gegeben: Schöne junge Braut.

So war nun das Mädchen schon einige Jahre in der Räuberherberge, als es sich einmal traf, daß ein Hauptraub ausgeführt werden sollte, an dem, wenn er gelingen sollte, die ganze helle Bande Theil nehmen mußte.

Da das Mädchen sich an das Leben in der Räuberhöhle gewöhnt zu haben schien, auch noch keinen Versuch zu entfliehen gemacht hatte, und auch schwerlich durch den wilden Wald die Wege finden würde — so dachte der Hauptmann — so blieb sie diesesmal allein und unbewacht im Waldhause zurück. Aber die Räuber waren kaum fort, so sann die schöne Braut darauf, wie sie unerkannt entfliehen könne. Sie machte geschwind eine Gestalt von Stroh, zog derselben ihre Kleider an, setzte ihr ihre Haube auf, sich selbst aber bestrich sie von Kopf bis zu den Füßen mit Honig, wälzte sich darauf über und über in Federn, so daß sie ganz unkennbar wurde, und aussah, wie ein seltsamer Vogel. Die Gestalt in ihren Kleidern lehnte sie an ein Fenster über der

Hausthür, und ließ sie hinaussehen, doch mit verdecktem Gesicht, und dann eilte sie von dannen.

Mochte es aber nun sein, daß dem Hauptmann eine Ahnung von des Mädchens beabsichtigter Flucht kam, oder daß etwas vergessen worden war, genug, er sandte einige seiner Räuber nach dem Hause zurück, und gerade mußte es sich treffen, daß ihnen auf ihrem Wege das fiederige Käuzlein aufstieß. Sie dachten aber es wäre einer ihrer Kumpane, der sich unkenntlich gemacht hätte, und riefen die Gestalt lachend und fragend an:

„Wohin, wohin, Herr Federsack?
Was macht die schöne junge Braut?"

Diese, die es selbst war, war zwar sehr erschrocken, doch faßte sie sich ein Herz, und antwortete mit verstellter Stimme:

„Sie fegt und säubert unser Haus
Und schaut wohl auch zum Fenster heraus!"

Damit machte sie, daß sie den Räubern aus dem Gesichte kam, kam auch glücklich aus dem Walde, erreichte ein Dorf, kaufte sich Kleider, badete sich und erlangte glücklich uud wohlbehalten, obschon nach langer Wanderung, ihre Heimath wieder, und da sie nicht gerade das Beste in der Räuberherberge zurückgelassen hatte, sondern für ihren Jahrlohn mitgehen heißen, so hatte sie auch wohl zu leben und heirathete einen wackern Burschen.

Jene Räuber, wie die nun des Hauses ansichtig wurden, sahen die Gestalt der schönen jungen Braut am Fenster und grüßten schon von weitem, indem sie riefen:

„Grüß Gott, o schöne junge Braut,
Die freundlich uns entgegen schaut."

Da aber der Gruß unerwiedert blieb, so verwunderten sich die Räuber, und als sie näher kamen, vermeinten sie, die schöne junge Braut sei eingeschlafen. Vergebens riefen sie, sie ermunterte sich nicht; vergebens geboten sie ihr, zu öffnen, alle ihre Pochen und Schreien, Rufen und Schelten war erfolglos, und

wuthend traten sie zuletzt die Thüre in Trümmern, stürmten d
Treppe hinauf und faßten die Gestalt der schönen jungen Bra
hart an, da fiel ihnen die Strohpuppe in die Arme. Da rief
die Räuber:

Ein Thor ist, wer auf Weiber baut!"
Fahr' wohl, du schöne junge Braut!"

Die Kornähren.

Es war einmal eine Zeit, aber das ist schon undenklich lan
her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem G
traide, volle goldgelbe Aehren herab bis auf den Boden; da g
es keine Armuth und keine Hungersnoth, niemals, und das w
die goldene Zeit. Da konnten sich alle Menschen mit Won
sättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner fressen, Hühn
und Tauben und andere Vögel fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menschen welche, die waren u
dankbar und gottvergessen, und achteten die schöne werthe Gotte
gabe, das liebe Getraide, für gar nichts. Da gab es Frauen d
nahmen, wenn ihre kleinen Kinder sich verunreinigt hatten, d
vollen Aehrenbüschel und reinigten damit ihre Kinder, und warf
die Aehren auf den Mist; und die Mägde scheuerten mit den voll
Aehren, und die Buben und kleine Mädchen jagten sich dur
das liebe Korn, spielten Verstecken darin, wälzten sich dara
herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, d
das Getraide den Menschen zur Nahrung gegeben hatte, und de
Vieh zum Futter, und nicht zum Verurzen*) und dachte bei si
wir wollen es anders machen und die goldne Zeit soll ein En
haben.

Und da schuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm n

---

*) Muthwillig verderben.

Hausthür, und ließ sie hinaussehen, doch mit verdecktem Gesicht. und dann eilte sie von dannen.

Mochte es aber nun sein, daß dem Hauptmann eine Ahnung von des Mädchens beabsichtigter Flucht kam, oder daß etwas vergessen worden war, genug, er sandte einige seiner Räuber nach dem Hause zurück, und gerade mußte es sich treffen, daß ihnen auf ihrem Wege das fiederige Käuzlein aufstieß. Sie dachten aber es wäre einer ihrer Kumpane, der sich unkenntlich gemacht hätte, und riefen die Gestalt lachend und fragend an:

„Wohin, wohin, Herr Federsack?
Was macht die schöne junge Braut?"

Diese, die es selbst war, war zwar sehr erschrocken, doch faßte sie sich ein Herz, und antwortete mit verstellter Stimme:

„Sie fegt und säubert unser Haus
Und schaut wohl auch zum Fenster heraus!"

Damit machte sie, daß sie den Räubern aus dem Gesichte kam, kam auch glücklich aus dem Walde, erreichte ein Dorf, kaufte sich Kleider, badete sich und erlangte glücklich uud wohlbehalten, obschon nach langer Wanderung, ihre Heimath wieder, und da sie nicht gerade das Beste in der Räuberherberge zurückgelassen hatte, sondern für ihren Jahrlohn mitgehen heißen, so hatte sie auch wohl zu leben und heirathete einen wackern Burschen.

Jene Räuber, wie die nun des Hauses ansichtig wurden, sahen die Gestalt der schönen jungen Braut am Fenster und grüßten schon von weitem, indem sie riefen:

„Grüß Gott, o schöne junge Braut,
Die freundlich uns entgegen schaut."

Da aber der Gruß unerwiedert blieb, so verwunderten sich die Räuber, und als sie näher kamen, vermeinten sie, die schöne junge Braut sei eingeschlafen. Vergebens riefen sie, sie ermunterte sich nicht; vergebens geboten sie ihr, zu öffnen, alle ihre Pochen und Schreien, Rufen und Schellen war erfolglos, und

von Gott erweckt werden solle, solche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren sind. Unser Keiner aber wird das erleben.

Vom Hühnchen und Hähnchen.

Es war einmal ein Hühnchen und ein Hähnchen, die gin den mit einander auf den Nußberg und suchten sich Nüßchen Das Hähnchen sprach zum Hühnchen: „Wenn du ein Nüßche findest, iß es ja nicht allein, gieb mir die Hälfte davon, son erwürgst du." Aber das Hühnchen hatte ein Nüßchen gefunde und es allein gegessen, und der Kern war in seinem Hälsche stecken geblieben, daß es im Erwürgen war und ängstlich rief „Hähnchen, Hähnchen, hol' mir geschwind ein wenig Brunnen ich erwürge sonst!" Da lief das Hähnchen flugs zum Brunne und sprach: „Brunn', Brunn, gieb mir Brunn', daß ich de Brunn' meinem Hühnchen geb', es liegt oben auf dem Nußber und will ersticken." Und der Brunnen sprach: „Erst geh hin z Braut und hole mir den Kranz!" Da lief das Hähnchen hi zur Braut und sprach: „Braut, Braut, gieb mir den Kranz daß ich den Kranz dem Brunnen geb', daß mir der Brunne Brunnen giebt, daß ich den Brunnen meinem Hühnchen geb' es liegt oben auf dem Nußberge und will erwürgen." Aber di Braut sprach: „Erst geh hin zum Schuster und hole mir mein Schuhe." Und wie das Hähnchen zum Schuster kam, sprac dieser: „Erst geh hin zur Sau und hole mir Schmeer." Un die Sau sprach: „Erst geh hin zur Kuh und hole mir Milch. Und die Kuh sprach: „Erst geh hin zur Wiese und hole mi Gras!" — Wie nun das Hähnchen zur Wiese kam, und si um Gras bat, war diese gütig, und gab ihm viele Blumen un Gras, diese gab geschwinde das Hähnchen der Kuh und erhiel

Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von seinem Fett her, und damit schmierte der Schuster sein Leder und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denselben dem Brunnen, und dieser sprudelte sogleich sein klares Wasser heraus und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im schnellen Lauf kehrte nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war dasselbe unterdessen erwürgt. Da kikirikite das Hähnchen vor Schmerz hell auf, das hörten alle Thiere in der Nachbarschaft, die liefen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten sechs Mäuselein einen Trauerwagen, darauf legten sie das todte Hühnchen und spannten sich davor und zogen den Wagen fort. Wie sie nun, das Hähnchen, das todte Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, so auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willst du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange todt war, und begrub's in seinem Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: So wünsch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu sein.“ — „So soll es sein!“



sprach der Fuchs, und fraß das Hähnchen, da
Hühnchen kam. Da weinten die Mäuselein um
und da dachte der Fuchs, sie wollten auch todt se
sie hinter. Weil aber die Mäuselein an den W
waren, so schlang er auch den Wagen mit hinun
ihm die Deichsel das Herz ab, daß er länge l
alle Viere von sich streckte. Da flog ein Vöglein
denzweig und sang: „Fuchs ist mausetodt! Fuchs

Die drei Hochzeitgäste.

Es waren einmal in einem Dorfe zwei Hofh
ten gute Nachbarschaft miteinander, und da s
Bauernhochzeit sein, zu derselbigen waren Alt un
und wurde gekocht und gebacken, gesotten und ge
Geruch durch's ganze Dorf zog. Die drei Hur
beisammen und rochen den feinen Dunst, und rat
sie auch hin zur Hochzeit gehen wollten und seher
sie abfallen werde? Aber um unnützes Aufsehe
beschlossen sie, nicht zugleich, alle dreie auf einm
sondern einzeln, einer nach dem andern.

Der Erste ging, machte sich in das Schlachth
jählings ein großes Stück Fleisch und wollte da
gehen, allein er wurde erwischt, und empfing e
Tracht Prügel, nächstdem, daß man ihm das S
den Zähnen riß.

So kam er hungrig und übelgeschlagen zur
zu seinen Nachbargesellen, die hungerten schon n
richt, und fragten: „Nun, wie hat es dir er
fallen?“ Nun schämte sich aber der Hund, d

Milch dafür, und für die Milch that auch das Schwein von seinem Fett her, und damit schmierte der Schuster sein Leder und machte flugs die Schuhe der Braut, und gegen die Schuhe that freundlich die Braut den Kranz her, und das Hähnchen reichte denselben dem Brunnen, und dieser sprudelte sogleich sein klares Wasser heraus und in das Gefäßchen, welches das Hähnchen unterhielt. Im schnellen Lauf kehrte nun das Hähnchen zurück zum Nußberg; aber wie es zum Hühnchen kam, war dasselbe unterdessen erwürgt. Da kikirikite das Hähnchen vor Schmerz hell auf, das hörten alle Thiere in der Nachbarschaft, die liefen herbei und weinten um das Hühnchen. Und da bauten sechs Mäuselein einen Trauerwagen, darauf legten sie das todte Hühnchen und spannten sich davor und zogen den Wagen fort. Wie sie nun, das Hähnchen, das todte Hühnchen, die Mäuslein und der Trauerwagen, so auf dem Wege waren, da kam der Fuchs hinterdrein und fragte: „Wo willst du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben!“ — „Das will ich thun, du Narr!“ rief der Fuchs, fraß das Hühnchen, weil es noch nicht lange todt war, und begrub's in seinem Magen. Da trauerte das Hähnchen und rief: So wünsch ich mir den Tod, um bei meinem Hühnchen zu sein.“ — „So soll es sein!“



Schmaus in voller Arbeit, und kalte und warme Speisen wech
seln ab, wollte daher nichts versäumen, und wenigstens zu
Nachtisch da sein, wenn der mürbe Kuchen aufgetragen wir
Eilte sich was er konnte. Kaum aber war er im Hause, so e
wischte ihn Einer, klemmte ihm den Schwanz zwischen die St
benthür, gerbte ihm das Fell windelweich, und klemmte so lang
bis die Haut vom Schwanze sich abstreifte und der Hund ve
schändet entsprang.

„Nun, wie hat es dir auf der Hochzeit gefallen?" fragt
die Freunde, jeder mit etwas Spott im Herzen. Der uebe
zugerichtete zog seinen geschundenen Schwanz, so gut es geh
wollte, zwischen die Beine, daß man diesen nicht sah, und sprad
„Ganz wohl, es ging recht toll her, und gab viel Mürbes, ab
Haare lassen muß Einer können."

Und da dachten die drei Hunde noch lange daran, w
wohl ihnen die Hochzeitsuppe, die Hochzeitbrühe und der Hoc
zeitkuchen geschmeckt hatte, und vom Braten hat Jeder gen
gerochen.

Der Hase und der Fuchs.

Ein Hase und ein Fuchs reisten beide mit einander. E
war Winterszeit, grünte kein Kraut, und auf dem Felde kro
weder Maus noch Laus. „Das ist ein hungriges Wetter,
sprach der Fuchs zum Hasen, „mir schnurren alle Gedärme zu
sammen." — „Ja wohl," antwortete der Hase. „Es ist übera
Dürrhof, und ich möchte meine eignen Löffel fressen, wenn i
damit in's Maul langen könnte."

So hungrig trabten sie mit einander fort. Da sahen s
von weitem ein Bauernmädchen kommen, das trug einen Hank
korb, und aus dem Korbe kam dem Fuchs und dem Hasen ei

angenehmer Geruch entgegen, der Geruch von frischen Semmeln. „Weißt du was!“ sprach der Fuchs: „Lege dich hin der Länge lang, und stelle dich todt. Das Mädchen wird seinen Korb hinstellen, und dich aufheben wollen, um deinen armen Balg zu gewinnen, denn Hasenbälge geben Handschuhe; derweilen erwische ich den Semmelkorb, uns zum Troste.“

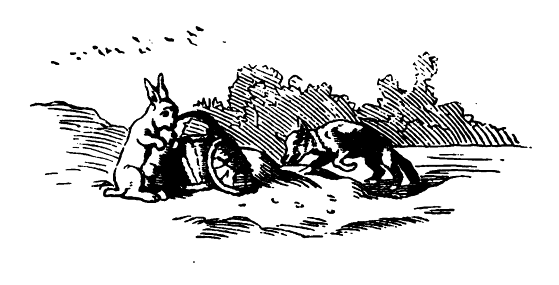
Der Hase that nach des Fuchsen Rath, fiel hin und stellte sich todt, und der Fuchs duckte sich hinter eine Windwehe von Schnee. Das Mädchen kam, sah den frischen Hasen, der alle Viere von sich streckte, stellte richtig den Korb hin und bückte sich nach dem Hasen Jetzt wischte der Fuchs hervor, erschnappte



den Korb und strich damit querfeldein, gleich war der Hase lebendig und folgte eilend seinem Begleiter. Dieser aber stand gar nicht still und machte keine Miene, die Semmeln zu theilen, sondern ließ merken, daß er sie allein fressen wollte. Das vermerkte der Hase sehr übel. Als sie nun in die Nähe eines kleinen Weihers kamen, sprach der Hase zum Fuchs: „Wie wär es, wenn wir uns eine Mahlzeit Fische verschafften? Wir haben dann Fische und Weißbrod, wie die großen Herren! Hänge deinen Schwanz ein wenig in's Wasser, so werden die Fische

die jetzt auch nicht viel zu beißen haben, sich daran hängen. E aber, ehe der Weiher zufriert."

Das leuchtete dem Fuchs ein, er ging hin an den Weih der eben zufrieren wollte, und hing seinen Schwanz hinein, u eine kleine Weile, so war der Schwanz des Fuchses fest ang froren. Da nahm der Hase den Semmelkorb, fraß die Se meln vor des Fuchses Augen ganz gemächlich, eine nach andern, und sagte zum Fuchs: „Warte nur, bis es aufthau warte nur bis in's Frühjahr, warte nur bis es aufthaut!" u lief davon, und der Fuchs bellte ihm nach, wie ein böser Hu an der Kette.



Gott Ueberall.

Es waren ein paar Geschwister, hießen Görgel und Li chen, seelengute Kinder, die blieben einmal ganz allein zu Hau ihre Aeltern waren über Feld gegangen, und trugen Körbe, sie von Weiden geflochten hatten, zum Verkauf in die Sta Zwar hatten die guten Aeltern ihren Kindern, Görgel u Lieschen, jedem ein ziemliches Stück Brod gegeben, davon sich diesen Tag über nähren sollten, allein bald hatte Görgel s

nes aufgezehrt und verspürte noch Eßlust, hatte aber nichts mehr zu beißen. Lieschen gab ihm noch ein wenig von ihrem Brod, doch auch dieses sättigte den Jungen nicht ganz, und er fing an mit schelmischen Schmeichelworten zu seinem jüngern Schwesterchen zu reden: „Komm lieb' Lieschen, wir wollen ein wenig von dem süßen Rübensaft naschen, den die Mutter draußen im Schranke aufbewahrt, es ist ein großer Topf voll, sie bemerkt es gewiß nicht daran, und es sieht's ja auch gar Niemand." Aber Lieschen sprach: „Ei, du bist sehr böse, Görgel, wenn du das thust; siehst du nicht die Sonnenstrahlen dort am Schrank? die läßt der liebe Gott hinanscheinen, und der sieht's auch wenn wir naschen." Da sprach Görgel: „So wollen wir auf den Dachboden gehen, wo die Mutter schöne Birnen liegen hat, davon wollen wir essen, dort ist kein Fenster, kann die Sonne nicht hinein scheinen, und dort sieht uns also der liebe Gott auch nicht."

Lieschen weigerte sich anfangs, endlich gingen die Kinder doch nach dem Dachboden; aber hier fielen die gebrochenen Sonnenstrahlen reichlich durch die Lücken der Dachziegel und flimmerten ganz eigenthümlich über den Birnen, als wenn sie darauf tanzten, und Lieschen sprach wieder: „O Görgel, auch hier sieht uns der liebe Gott, hier dürfen wir nicht naschen." Sie gingen wieder herunter, und auf der Treppe fiel dem Görgel etwas bei, was er gleich aussprach: „Ei, im Keller hat die Mutter ein Töpfchen voll Rahm (Sahne) stehen, und drunten ist's ganz dunkel, da kann unmöglich der liebe Gott hineinsehen; komm, laß uns hinuntergehen, Lieschen, komm, geschwind, geschwind!" — Görgel faßte sein zögerndes Schwesterchen fest an der Hand, und zog es schnell mit sich fort, hinunter in den Keller, wo er sorgfältig die Thüre von innen zumachte, daß kein Tag hinein scheine, und es der liebe Gott nicht sähe, wenn sie von dem Rahm naschten. Aber nach einigen Minuten wurde es ein wenig licht im Keller, Lieschen sah, daß durch eine Mauerspalte die liebe Sonne herein schien, und ge-



rade auf das Rahmtöpfchen, da erschrak das gute Lieschen u
ging eilig wieder hinauf in die Stube. Görgel aber blieb, v
stopfte ärgerlich die Spalte mit Moos, und fing an, von de
Rahm zu essen. Doch wie er im besten Lecken und Schleck

war, rollte ein mächtiger Donner über ihn, und der Blitz zuckte durch die Mauerspalte, daß es ganz hell und feurig im Keller war, und ein schwarzer Mann stieg aus einer Ecke des Kellers, schritt auf Görgeln zu, und setzte sich ihm gerade gegenüber; er hatte zwei feurige Augen, mit denen er fort und fort nach dem Rahmtöpfchen hinfunkelte, so daß der Görgel vor Angst keinen Finger regen konnte und daß er ganz still sitzen bleiben mußte.

Indessen war zum Lieschen droben in der Stube ein gar holdes Engelein gekommen, hatte ihm nebst vielen schönen Spielsachen und Kleidern, auch Zuckerküchlein und süße Milch gebracht, und hatte so lange mit Lieschen gespielt, bis dessen Aeltern zurückkamen, die mit großer Freude die schönen Sachen betrachteten. Als dieselben nach dem Görgel fragten, erschrak Lieschen, denn sie hatte über die schönen Geschenke von dem Engelskindlein ganz vergessen, daß ihr Bruder im Keller



geblieben war, und rief nun: „Ach, du lieber Gott, der ist ja noch im Keller, wir wollen ihn geschwind holen, vielleicht kann er die Thüre nicht wieder aufbringen.“ Alle gingen schnell hinunter, machten die Kellerthüre auf, und siehe, da saß Görgel noch ganz starr und hielt den Rahmtopf in der Hand. Und

wie er das Geräusch hörte, und seine Mutter sahe, erschrak e
heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm
ihm den halbgeleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ih
heraus aus dem Keller und gab ihm seinen wohlverdiente
Plätzer.

Der Görgel hat aber in seinem ganzen Leben nicht wiede
genascht, und wenn später manchmal Andre ihn zu etwa
Bösem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht scheuen
so sagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, de
Gott Ueberall sieht's, Gott behüte mich!" — Und ist ein durch
aus rechtlicher und braver Mann geworden.

Der beherzte Flötenspieler.

Es war einmal ein lustiger Musikant, der die Flöte mei
sterhaft spielte; er reiste daher in der Welt herum, spielte au
seiner Flöte in Dörfern und Städten und erwarb sich dadurc
seinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pach
tershof und übernachtete da, weil er das nächste Dorf vor ein
brechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von der
Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm speisen un
nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein vorspielen. Als die
ses der Musikant gethan hatte, schaute er zum Fenster hinau
und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mon
des eine alte Burg, die theilweise in Trümmern zu liegen schien
„Was ist das für ein altes Schloß?" fragte er den Pachter
„und wem hat es gehört?" Der Pachter erzählte, daß vor vie
len, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der sehr reich
aber auch sehr geizig gewesen wäre. Er hätte seine Unterthane
sehr geplagt, keinem armen Menschen ein Almosen gegebe

und sei endlich ohne Erben (weil er aus Geiz sich nicht einmal verheirathet habe) gestorben. Darauf hätten seine nächsten Anverwandten die Erbschaft in Besitz nehmen wollen, hätten aber nicht das geringste Geld gefunden Man behaupte daher, er müsse den Schatz vergraben haben und dieser möge heute noch in dem alten Schloß verborgen liegen. Schon viele Menschen wären des Schatzes wegen in die alte Burg gegangen, aber keiner wäre wieder zum Vorschein gekommen. Daher habe die Obrigkeit den Eintritt in dieß alte Schloß untersagt und alle Menschen im ganzen Lande ernstlich davor gewarnt. — Der Musikant hatte aufmerksam zugehört und als der Pachter seinen Bericht geendigt hatte, äußerte er, daß er großes Verlangen habe, auch einmal hinein zu gehen, denn er sei beherzt und kenne keine Furcht. Der Pachter bat ihn auf's dringendste und endlich schier fußfällig, doch ja sein junges Leben zu schonen und nicht in das Schloß zu gehen. Aber es half kein Bitten und Flehen, der Musikant war unerschütterlich.

Zwei Knechte des Pachters mußten ein Paar Laternen anzünden und den beherzten Musikanten bis an das alte Schloß begleiten. Dann schickte er sie mit einer Laterne wieder zurück, er aber nahm die zweite in die Hand und stieg muthig eine hohe Treppe hinan. Als er diese erstiegen hatte, kam er in einen großen Saal, um den ringsherum Thüren waren. Er öffnete die erste und ging hinein, setzte sich an einen darin befindlichen altväterischen Tisch stellte sein Licht darauf und spielte die Flöte. Der Pachter aber konnte die ganze Nacht vor lauter Sorgen nicht schlafen und sah öfters zum Fenster hinaus. Er freute sich jedesmal unaussprechlich, wenn er drüben den Gast noch musiziren hörte. Doch als seine Wanduhr elf schlug und das Flötenspiel verstummte, erschrak er heftig und glaubte nun nicht anders, als der Geist oder der Teufel, oder wer sonst in diesem Schlosse hauste, habe dem schönen Burschen nun ganz gewiß den Hals umgedreht. Doch der Musikant hatte ohne Furcht sein Flötenspiel abgewartet und gepflegt; als aber sich endlich

wie er das Geräusch hörte, und seine Mutter sahe, erschrak er heftig und fuhr zusammen und weinte. Und die Mutter nahm ihm den halbgeleerten Rahmtopf aus den Händen, führte ihn heraus aus dem Keller und gab ihm seinen wohlverdienten Plätzer.

Der Görgel hat aber in seinem ganzen Leben nicht wieder genascht, und wenn später manchmal Andre ihn zu etwas Bösem verleiten wollten und zu Thaten, die das Licht scheuen, so sagte er immer: „Ich thu's nicht, ich gehe nicht mit, der Gott Ueberall sieht's, Gott behüte mich!" — Und ist ein durchaus rechtlicher und braver Mann geworden.

Der beherzte Flötenspieler.

Es war einmal ein lustiger Musikant, der die Flöte meisterhaft spielte; er reiste daher in der Welt herum, spielte auf seiner Flöte in Dörfern und Städten und erwarb sich dadurch seinen Unterhalt. So kam er auch eines Abends auf einen Pachtershof und übernachtete da, weil er das nächste Dorf vor einbrechender Nacht nicht erreichen konnte. Er wurde von dem Pachter freundlich aufgenommen, mußte mit ihm speisen und nach geendigter Mahlzeit einige Stücklein vorspielen. Als dieses der Musikant gethan hatte, schaute er zum Fenster hinaus und gewahrte in kurzer Entfernung bei dem Scheine des Mondes eine alte Burg, die theilweise in Trümmern zu liegen schien. „Was ist das für ein altes Schloß?" fragte er den Pachter, „und wem hat es gehört?" Der Pachter erzählte, daß vor vielen, vielen Jahren ein Graf da gewohnt hätte, der sehr reich, aber auch sehr geizig gewesen wäre. Er hätte seine Unterthanen sehr geplagt, keinem armen Menschen ein Almosen gegeben

so das Geld in kurzer Zeit in zwei gleiche Theile, doch zuletzt — war noch ein Kreuzer übrig. Der Musikant aber besann sich kurz, nahm sein Taschenmesser heraus, setzte es mit der Schneide auf den Kreuzer und schlug ihn mit einem dabei liegenden Hammer entzwei. Als er nun die eine Hälfte auf diesen, die andere auf jenen Haufen warf, wurde das Männchen ganz heiter und sprach: „Du himmlischer Mann, du hast mich erlöst! Schon hundert Jahre muß ich meinen Schatz bewachen, den ich aus Geiz zusammengescharrt habe, bis es einem gelingen würde, das Geld in zwei gleiche Theile zu theilen. Noch nie ist es einem gelungen und ich habe sie alle erwürgen müssen. Der eine Haufen Geld ist nun dein, den andern aber theile unter die Armen. Göttlicher Mensch du hast mich erlöst!" Darauf verschwand das Männchen. Der Bursche aber stieg die Treppe hinan und spielte in seinem vorigen Zimmer lustige Stücklein auf seiner Flöte.

Da freute sich der Pachter, daß er ihn wieder spielen hörte und mit dem frühesten Morgen ging er auf das Schloß (denn am Tage durfte Jedermann hinein) und empfing den Burschen



Hunger bei ihm regte, weil er nicht viel bei dem Pachter gegessen hatte, so ging er in dem Zimmer auf und nieder und sah sich um. Da erblickte er einen Topf voll ungekochter Linsen stehen, auf einem andern Tische stand ein Gefäß voll Wasser, eines voll Salz und eine Flasche Wein. Er goß geschwind Wasser über die Linsen, that Salz daran, machte Feuer in dem Ofen, weil auch schon Holz dabei lag, und kochte sich eine Linsensuppe. Während die Linsen kochten, trank er die Flasche Wein leer und dann spielte er wieder Flöte. Als die Linsen gekocht waren, rückte er sie vom Feuer, schüttete sie in die auf dem Tische schon bereit stehende Schüssel und aß frisch darauf los. Jetzt sah er nach seiner Uhr und es war um die elfte Stunde. Da ging plötzlich die Thüre auf, zwei lange schwarze Männer traten herein und trugen eine Todtenbahre auf der ein Sarg stand. Diese stellten sie, ohne ein Wort zu sagen, vor den Musikanten, der sich keineswegs im Essen stören ließ, und gingen eben so lautlos, wie sie gekommen waren, wieder zur Thüre hinaus. Als sie sich nun entfernt hatten, stand der Musikant hastig auf und öffnete den Sarg. Ein altes Männchen, klein und verhutzelt mit grauen Haaren und grauem Barte lag darinnen; aber der Bursche fürchtete sich nicht, nahm es heraus, setzte es an den Ofen und kaum schien es gewärmt zu sein, als sich schon Leben in ihm regte. Er gab ihm hierauf Linsen zu essen und war ganz mit dem Männchen beschäftigt, ja fütterte es wie eine Mutter ihr Kind. Da wurde das Männchen ganz lebhaft und sprach zu ihm: „Folge mir!“ Das Männchen ging voraus, der Bursche aber nahm seine Laterne und folgte ihm sonder Zagen. Es führte ihn nun eine hohe verfallene Treppe hinab und so gelangten endlich beide in ein tiefes schauerliches Gewölbe.

Hier lag ein großer Haufen Geld. Da gebot das Männchen dem Burschen: „Diesen Haufen theile mir in zwei ganz gleiche Theile, aber daß nichts übrig bleibt, sonst bringe ich dich um's Leben!“ Der Bursche lächelte blos, fing sogleich an zu zählen auf zwei große Tische herüber und hinüber und brachte

vorlaut; sage dein Anliegen, vielleicht kann ich dir helfen." Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und sagte: „Hebe es wohl auf, es wird dir



nützen!" und ehe noch der Bursche sich bedankt hatte, war das Mütterchen verschwunden. Nun ging er fröhlich hin zum König und sprach: „Ich will die Hasen hüten!" Und da wurden sie aus dem Stalle heraus gelassen Als aber der letzte heraus war, sah man den ersten schon nicht mehr, der war schon über alle Berge. Der Bursche aber ging hinaus auf's Feld und setzte sich auf

einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm sein Pfeifchen ein; er that es schnell heraus und pfiff, da kamen die hundert Hasen alle wieder gesprungen und weideten lustig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der schönen Prinzessin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löse und die Prinzessin sich gewinne, weil er ein so geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und sie sannen auf Listen, wie sie machen wollten, daß der Hasenhüter seine Heerde nicht vollzählich heim bringe.

Da kam die Königstochter daher gegangen und hatte sich verkleidet und ihr Gesicht verändert, daß er sie nicht kennen sollte, aber er kannte sie doch. Als sie nun die Hasen noch alle erblickte, fragte sie: „Kann man hier nicht einen von den Hasen kaufen?" Da sagte der Bursche: „Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!" Da fragte sie weiter: „Wie ist das zu verstehen?" Da sprach der Bursche: „Wenn ihr euch mir zum Liebchen gebet und eine süße Schäferstunde mit mir haltet!" Sie wollte aber nicht. Da sie aber doch gern einen Hasen wollte und er keinen anders hergab, so bequemte sie sich endlich doch dazu. Da er sie nun genugsam geherzt und geküßt hatte fing er ihr einen Hasen und steckte ihn in ihr Handkörbchen, und sie ging fort. Als sie nun eine Viertelstunde weit von ihm weg war, pfiff er auf seinem Pfeifchen, und geschwind drückte der Hase den Deckel des Körbchens auf, sprang heraus und kam wieder gesprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte sich auch vermummt, aber der Bursche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Esel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Hase verkauft?" — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!" antwortete ihm dreist der Bursche. „Wie ist das zu verstehen?" fragte der König. „Wenn ihr den Esel hier unter den Schwanz küßt," begann der Bursche, „sollt ihr einen

haben!“ Das wollte der König aber nicht thun; und er bot ihm schweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Bursche aber that es nicht. Da nun der König sah, daß er keinen Hasen zu kaufen kriegte, bequemte er sich endlich dazu und gab dem Esel einen tüchtigen Schmatz unter den Schwanz; dann wurde ein Hase gefangen, in dem einen Korb am Esel gesteckt, und der König zog fort. Er war aber noch nicht weit, da pfiff der Bursche, und der Hase hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hause und sagte: „Es ist ein loser Bursche, ich konnte keinen Hasen bekommen!“ Was er gethan hatte, sagte er nicht. „Ja!“ erwiederte die Prinzessin, „so ging mir es auch!“ was sie aber getrieben hatte, gestand sie auch nicht. Als es Abend war, kam der Bursche mit seinen Hasen und zählte dem König sie vor, alle Hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: „Die erste Aufgabe ist gelöst und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maaß Erbsen und hundert Maaß Linsen liegen auf meinem Boden, diese habe ich unter einander schütten und wohl durchmengen lassen, wenn du diese in einer Nacht ohne Licht auseinander sonderst, dann hast du die zweite Aufgabe vollbracht.“ Der Bursche sprach; „Ich kann es!“ Und da wurde er auf den Boden gesperrt und es wurde die Thür fest verschlossen. Da nun alles im Schlosse ruhig war, pfiff er auf seinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viel tausend Ameisen und wimmelten und kribbelten so lange, bis die Erbsen wieder auf einem besondern Haufen waren und die Linsen auch. Als nun früh der König nachsah, war die Aufgabe gelöst, die Ameisen aber sah er nicht, die waren wieder fort. Der König verwunderte sich und wußte nicht, wie es der Kerl machte. Darauf sprach er: „Ich will dir nun auch die dritte Aufgabe sagen. Wenn du in künftiger Nacht dich durch eine große Kammer voll Brod hindurchissest, daß nichts übrig bleibt dann hast du die dritte Aufgabe vollbracht und dann sollst du meine Tochter haben!“

einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fie ihm sein Pfeifchen ein; er that es schnell heraus und pfiff, da kamen die hundert Hasen alle wieder gesprungen und weideten lustig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der schönen Prinzessin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löse und die Prinzessin sich gewinne, weil er ein so geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und sie sannen auf Listen, wie sie machen wollten, daß der Hasenhüter seine Heerde nicht vollzählich heim bringe.

Da kam die Königstochter daher gegangen und hatte sich verkleidet und ihr Gesicht verändert, daß er sie nicht kennen sollte, aber er kannte sie doch. Als sie nun die Hasen noch alle erblickte, fragte sie: „Kann man hier nicht einen von den Hasen kaufen?“ Da sagte der Bursche: „Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!“ Da fragte sie weiter: „Wie ist das zu verstehen?“ Da sprach der Bursche: „Wenn ihr euch mir zum Liebchen gebet und eine süße Schäferstunde mit mir haltet!“ Sie wollte aber nicht. Da sie aber doch gern einen Hasen wollte und er keinen anders hergab, so bequemte sie sich endlich doch dazu. Da er sie nun genugsam geherzt und geküßt hatte fing er ihr einen Hasen und steckte ihn in ihr Handkörbchen, und sie ging fort. Als sie nun eine Viertelstunde weit von ihm weg war, pfiff er auf seinem Pfeifchen, und geschwind drückte der Hase den Deckel des Körbchens auf, sprang heraus und kam wieder gesprungen.

Nicht lange währte es, da kam der alte König und hatte sich auch vermummt, aber der Bursche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Esel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: „Wird kein Hase verkauft?“ — „Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!“ antwortete ihm dreist der Bursche. „Wie ist das zu verstehen?“ fragte der König. „Wenn ihr den Esel hier unter den Schwanz küßt,“ begann der Bursche, „sollt ihr einen

mächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot, du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!“ sprach der liebe Gott, und weil der Sonntag auf Erden dir sogar unwerth ist, so sollst du fürder ewigen Mondtag haben, und im Mond stehen, ein Warnungsbild für Die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!“

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit



Der König im Bade

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutscher und wälscher Zunge unterthan, darob wurde sein Herz übermüthig, und er glaubte, es gebe in der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geschah es, daß er eines Abends in die Vesper ging, und hörte die Worte lesen: Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles. Da fragte er, weil er kein Latein verstand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was diese Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung. Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Der König erschrak über diesen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieser Ausspruch des Evangelisten Lucas fürder nicht mehr solle gelesen werden, auch solle Niemand ihn hören und er solle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geistlichen und in alle Klöster. Die Bücher aber, darin diese Schriftstelle stehen blieb, die sollten verbrannt werden. Also wurden jene Worte vielfach zerstört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr gelesen oder gesungen.

Nun geschah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da sandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Worte des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Gestalt an, und schlug die Augen Aller mit Blindheit, daß sie ihn für den König hielten, den König selbst aber nicht als solchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bade trat, setzte er sich auf eine Bank, auf welcher der Engel schon saß. Da hieß ihn der Bader aufstehen und sich anderswo hinsetzen. „Bist du trunken, Bader?“ fragte der König: „daß du also schmachvoll zu mir redest? Ich bin's, der König, dein Gebieter!“ — „Ein Narr mögt ihr sein!“ antwortete der Bader.

mächtige Welle, band sie, steckte einen Staffelstock hinein, huckte die Welle auf und trug sie nach Hause zu.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wohl in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhte, als er die Welt und alle Thiere und Menschen geschaffen? Weist du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebot, du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Mondtag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So sollst du deine Reisigwelle tragen ewiglich!“ sprach der liebe Gott, und weil der Sonntag auf Erden dir sogar unwerth ist, so sollst du fürder ewigen Mondtag haben, und im Mond stehen, ein Warnungsbild für Die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!“

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel, und wird wohl auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit



Der König im Bade

Es war einmal ein König, dem waren viele Lande deutscher und wälscher Zunge unterthan, darob wurde sein Herz übermüthig, und er glaubte, es gebe in der Welt keinen mächtigen Herrn, außer ihm allein. Nun geschah es, daß er eines Abends in die Vesper ging, und hörte die Worte lesen: Deposuit potentes de sede, et exaltavit humiles. Da fragte er, weil er kein Latein verstand, die gelehrten Männer, die um ihn waren, was diese Worte bedeuteten? Und da wurde ihm die Deutung. Gott der Herr wirft die Mächtigen vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Der König erschrak über diesen Spruch und wurde zornig, und gab ein Gebot, daß dieser Ausspruch des Evangelisten Lucas fürder nicht mehr solle gelesen werden, auch solle Niemand ihn hören und er solle ganz und gar vertilgt werden aus den heiligen Büchern. Das Gebot trugen des Königs Sendboten in alle Lande und zu allen Geistlichen und in alle Klöster. Die Bücher aber, darin diese Schriftstelle stehen blieb, die sollten verbrannt werden. Also wurden jene Worte vielfach zerstört und ausgetilgt, und wurden öffentlich in den Kirchen nicht mehr gelesen oder gesungen.

Nun geschah es zu einer Zeit, daß der König in ein Bad ging; da sandte Gott, auf daß er büße für den Frevel am heiligen Worte des Evangeliums, einen Engel, der nahm des Königs Gestalt an, und schlug die Augen Aller mit Blindheit, daß sie ihn für den König hielten, den König selbst aber nicht als solchen, der er war, erkannten. Als der König aus dem Bade trat, setzte er sich auf eine Bank, auf welcher der Engel schon saß. Da hieß ihn der Bader aufstehen und sich anderswo hinsetzen. „Bist du trunken, Bader?“ fragte der König: „daß du also schmachvoll zu mir redest? Ich bin's, der König, dein Gebieter!“ — „Ein Narr mögt ihr sein!“ antwortete der Bader.

Zeichen von guter Lebensart gilt, aber, er gebot, dem Fremden Speise aufzutragen, und dachte bei sich: ich will diesen seltnen Fall doch dem König als Neuigkeit hinterbringen. Er, der Schänke, galt bei Hofe so viel durch seine weisen Rathschläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und so machte er sich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von seinem wunderlichen Gast. Der gebot ihm, den König zu Hofe zu führen, und es sammelte sich in einem großen Saale der ganze Hofstaat, und das Gesinde erfüllte alle Treppen und Gallerien. Wie nun der Schänk den gedemüthigten König brachte, schrie alles spöttisch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!"

Der Engel saß in reicher Pracht neben der schönen Königin auf dem Throne, und grüßte seinen Doppelgänger, dessen Herz in Haß aufwallte, als er den vermeinten Feind bei seiner eignen Gemahlin sitzen sah. Der Engel sprach: Sagt an, ist das wahr, seid ihr hier König?" und der König antwortete: „Wohl sah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin noch mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch sonst nie versagt ward, bis heute an diesem Tag meiner Schmach und meines Leides. O wie freundlich schied ich noch heute Morgen aus ihren minniglichen Armen!"

Die Königin ward ob dieser Rede ganz schamroth, daß sie sollte den fremden Mann umfangen haben und sprach zum Engel: „Mein königlicher Herr und Gemahl, dieser Mann ist wohl unsinnig?" und ein alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Bösewicht? Dich müsse man auf einer Kuhhaut zum Galgen schleifen!" und die jungen Lecker am Hofe wollten schon sich Gunst machen und ihren Heldenmuth sehen lassen, und griffen nach dem König, hätten ihn auch übel genug mitgespielt, aber der Engel wehrte sie ab, und führte den König mit sich hinweg in ein schönes einsames Gemach. Dort sprach er zu ihm: „Sag' an, glaubst du oder glaubst du nicht, daß Gott Gewalt hat

über alle Geschöpfe? Siehe, wie seine allmächtige Kraft dich in den Staub tritt! Was hilft dir dein mächtiges Kriegsheer? Wer gehorcht deinem Rufe und Gebote? Noch lebt die Wahrheit: Desposuit potentes de sede, und du und deines Gleichen werden sie ewig nicht unterdrücken!"

So sprach der Engel zum König, und dieser fragte erbebend: „Mann, wer seid ihr? Seid ihr Gott der Allmächtige, von dem ihr redet, so erbarme sich eure Gnade über mich armen bethörten Mann!"

„Ich bin nicht Gott!" sprach darauf der Engel: „aber seiner Boten einer bin ich, und des wahren Christus Diener. Der sandte mich, und dir sandte er die Strafe deiner Hoffahrt. Gott erhöhet und erniedrigt, wen er will! Warum verfolgst du diese Wahrheit?"

Da fiel der König hin zu des Engels Füßen und bat um Gottes Huld und Verzeihung. Der Engel hieß ihn aufstehen, und sprach: „Du mußt Glauben haben an das Wort der Schrift aus der Priester Munde! Du mußt gerecht sein gegen den Kleinen wie gegen den Großen! Willst du das, so sollst du wieder einnehmen den Stuhl deiner Macht und deiner Ehren."

Da demüthigte sich auf's Neue der König vor dem Boten des Herrn, neigete sich, kniete nieder und sprach: „Ich folge dir gerne, gewähre mir durch Gott Gnade!" Da bot ihm der Engel seine Hand und reichte ihm die Königsgewande und verlieh ihm die Königsgestalt wieder, und der König legte das dürftige Röcklein ab, daß der Schänk ihm geben ließ. Der Engel aber verschwand vor den Augen des Königs und flog wieder auf gen Himmel, in die Heimath der Seelen, in das Reich des ewigen Vaters.

Der König sprach: „Gelobet sei der süße Christ, der Gewaltige. Was der Engel mir sagte, das ist die rechte Wahrheit." Und ging hervor aus dem Gemach wie einer, dem nie ein Leid widerfahren. Da fragten ihn die Dienstmannen ehrfurchtsvoll: „Herr, wo ist der Narr geblieben?" Er aber berief die Königin

Zeichen von guter Lebensart gilt, aber, er gebot, dem Fremden Speise aufzutragen, und dachte bei sich: ich will diesen seltnen Fall doch dem König als Neuigkeit hinterbringen. Er, der Schänke, galt bei Hofe so viel durch seine weisen Rathschläge, daß er zu jeder Zeit freien Zutritt hatte, und so machte er sich gleich auf zur Königsburg, trat vor den Engel und verkündete ihm die Mär von seinem wunderlichen Gast. Der gebot ihm, den König zu Hofe zu führen, und es sammelte sich in einem großen Saale der ganze Hofstaat, und das Gesinde erfüllte alle Treppen und Gallerien. Wie nun der Schänk den gedemüthigten König brachte, schrie alles spöttisch: „Grüß Gott, Herr König ohne Land!“

Der Engel saß in reicher Pracht neben der schönen Königin auf dem Throne, und grüßte seinen Doppelgänger, dessen Herz in Haß aufwallte, als er den vermeinten Feind bei seiner eignen Gemahlin sitzen sah. Der Engel sprach: Sagt an, ist das wahr, seid ihr hier König?“ und der König antwortete: „Wohl sah ich den Tag, da ich hier gewaltig war, wo meine Gemahlin noch mich empfing als ihren König und Herrn, deren gütlichen Gruß ich nun ganz entbehre, der mir doch sonst nie versagt ward, bis heute an diesem Tag meiner Schmach und meines Leides. O wie freundlich schied ich noch heute Morgen aus ihren minniglichen Armen!“

Die Königin ward ob dieser Rede ganz schamroth, daß sie sollte den fremden Mann umfangen haben und sprach zum Engel: „Mein königlicher Herr und Gemahl, dieser Mann ist wohl unsinnig?“ und ein alter Hof-Ritter rief: „Schweige, Bösewicht? Dich müsse man auf einer Kuhhaut zum Galgen schleifen!“ und die jungen Lecker am Hofe wollten schon sich Gunst machen und ihren Heldenmuth sehen lassen, und griffen nach dem König, hätten ihn auch übel genug mitgespielt, aber der Engel wehrte sie ab, und führte den König mit sich hinweg in ein schönes einsames Gemach. Dort sprach er zu ihm: „Sag' an, glaubst du oder glaubst du nicht, daß Gott Gewalt habe

backen und Kälberschlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da berathschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Aeltern mit einander, was sie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder, und schrieb sich der Aeltern übeln Rathschlag hinter die Ohren. Simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zuthun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, suchte die kleinen Taschen voll weiße Kiesel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Aeltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das sah Niemand, weil er als der jüngste, kleinste und schwächste, stets hintennach trottelte. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Wald machten sich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern. „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Aeltern heim kamen, bescheerte ihnen Gott Geld in's Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam auch das Reuelein, daß die Kinder verstoßen worden waren, und

die Frau begann erbärmlich zu lamentiren: „Ach du lieber allerliebster Gott! Wenn wir doch die Kinder nicht im Wald gelassen hätten! Ach, jetzt könnten sie sich dicksatt essen, und so haben die Wölfe sie vielleicht schon im Magen! Ach wären nur unsre liebsten Kinder da!“ — „Mutter, da sind wir ja!“ sprach ganz geruhig der kleine Däumling, der bereits mit seinen Brüdern vor der Thüre angelangt war, und die Wehklage gehört hatte; öffnete die Thüre und herein trippelten die kleinen Korbmacher — eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben. Ihren guten Appetit hatten sie wieder mitgebracht, und daß der Tisch so reichlich gedeckt war, war ihnen ein gefundenes Essen. Die Herrlichkeit war groß, daß die Kinder wieder da waren, und es wurde, so lange das Geld reichte, in Freuden gelebt, dieß ist armer Handarbeiter Gewohnheit.

Nicht gar lange währte es, so war in des Korbmachers Hütte Schmalhans wieder Küchenmeister und ein Kellermeister mangelte ohnedem, und es erwachte auf's Neue der Vorsatz, die Kinder im Walde ihrem Schicksal zu überlassen. Da der Plan wieder als lautes Abendgespräch zwischen Vater und Mutter verhandelt wurde, so hörte auch der kleine Däumling alles, das ganze Gespräch, Wort für Wort und nahm sich's zu Herzen.

Am andern Morgen wollte Däumling aus dem Häuschen schlüpfen, Kieselsteine aufzulesen, aber o weh, da war's verriegelt, und Däumling war viel zu klein, als daß er den Riegel hätte erreichen können, da gedachte er sich anders zu helfen. Wie es fort ging zum Walde, steckte Däumling Brod ein, und streute davon Krümchen auf den Weg, meinte, ihn dadurch wieder zu finden.

Alles begab sich wie das Erstemal, nur mit dem Unterschied, daß Däumling den Heimweg nicht fand, dieweil die Vögel alle Krümchen rein aufgefressen hatten. Nun war guter Rath theuer, und die Brüder machten ein Geheul in dem Walde, daß es zum Steinerbarmen war. Dabei tappten sie durch den Wald, bis es ganz finster wurde, und fürchteten sich

backen und Kälberschlachten, und als vollends eine theure Zeit kam, wurde dem Korbmacher und seiner Frau himmelangst, wie sie ihre sieben Würmer satt machen sollten, die alle mit äußerst gutem Appetit gesegnet waren. Da berathschlagten eines Abends, als die Kinder zu Bette waren, die beiden Aeltern mit einander, was sie anfangen wollten, und wurden Rathes, die Kinder mit in den Wald zu nehmen, wo die Weiden wachsen, aus denen man Körbe flicht, und sie heimlich zu verlassen. Das alles hörte der Däumling an, der nicht schlief, wie seine Brüder, und schrieb sich der Aeltern übeln Rathschlag hinter die Ohren. Simulirte auch die ganze Nacht, da er vor Sorge doch kein Auge zuthun konnte, wie er es machen sollte, sich und seinen Brüdern zu helfen.

Früh morgens lief der Däumling an den Bach, suchte die kleinen Taschen voll weiße Kiesel, und ging wieder heim. Seinen Brüdern sagte er von dem, was er erhorcht hatte, kein Sterbenswörtchen. Nun machten sich die Aeltern auf in den Wald, hießen die Kinder folgen, und der Däumling ließ ein Kieselsteinchen nach dem andern auf den Weg fallen, das sah Niemand, weil er als der jüngste, kleinste und schwächste, stets hintennach trottelte. Das wußten die Alten schon nicht anders.

Im Wald machten sich die Alten unvermerkt von den Kindern fort, und auf einmal waren sie weg. Als das die Kinder merkten, erhoben sie allzumal, Däumling ausgenommen, ein Zetergeschrei. Däumling lachte und sprach zu seinen Brüdern. „Heult und schreit nicht so jämmerlich! Wollen den Weg schon allein finden.“ Und nun ging Däumling voran und nicht hinterdrein, und richtete sich genau nach den weißen Kieselsteinchen, fand auch den Weg ohne alle Mühe.

Als die Aeltern heim kamen, bescheerte ihnen Gott Geld in's Haus; eine alte Schuld, auf die sie nicht mehr gehofft hatten wurde von einem Nachbar an sie abbezahlt, und nun wurden Eßwaaren gekauft, daß sich der Tisch bog. Aber nun kam uch das Reuelein, daß die Kinder verstoßen worden waren, und



großen Bette Menschenfressers sieben Töchterlein schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen

über die Maaßen, bis auf Däumling, der schrie nicht und fürchtete sich nicht. Unter dem schirmenden Laubdach eines Baumes auf weichem Moos schliefen die sieben Brüder, und als es Tag war, stieg Däumling auf einen Baum, die Gegend zu erkunden. Erst sah er nichts als eitel Waldbäume, dann aber entdeckte er das Dach eines kleinen Häuschen, merkte sich die Richtung, rutschte vom Baume herab und ging seinen Brüdern tapfer voran. Nach manchem Kampf mit Dickicht, Dornen und Disteln sahen alle das Häuschen durch die Büsche blicken, und schritten gutes Muthes darauf los, klopften auch ganz bescheidentlich an der Thüre an. Da trat eine Frau heraus, und Däumling bat gar schön, sie doch einzulassen, sie hätten sich verirrt, und wüßten nicht wohin? Die Frau sagte: „Ach, ihr armen Kinder!“ und ließ den Däumling mit seinen Brüdern eintreten, sagte ihnen aber auch gleich, daß sie im Hause des Menschenfressers wären, der besonders gern die kleinen Kinder fräße. Das war eine schöne Zuversicht! Die Kinder zitterten wie Espenlaub, als sie dieses hörten, hätten gern lieber selbst zu essen gehabt, und sollten nun statt dessen gegessen werden. Doch die Frau war gut und mitleidig, verbarg die Kinder und gab ihnen auch etwas zu essen. Bald darauf hörte man Tritte und es klopfte stark an der Thüre; das war kein Andrer, als der heimkehrende Menschenfresser. Dieser setzte sich an den Tisch zur Mahlzeit, ließ Wein auftragen, und schnüffelte, als wenn er etwas röche, dann rief er seiner Frau zu: „Ich wittre Menschenfleisch!“ Die Frau wollte es ihm ausreden, aber er ging seinem Geruch nach, und fand die Kinder. Die waren ganz hin vor Entsetzen. Schon wetzte er sein langes Messer, die Kinder zu schlachten, und nur allmählig gab er den Bitten seiner Frau nach, sie noch ein wenig am Leben zu lassen, und aufzufüttern, weil sie doch gar zu dürr seien, besonders der kleine Däumling. So ließ der böse Mann und Kinderfresser sich endlich beschwichtigen. Die Kinder wurden zu Bette gebracht, und zwar in derselben Kammer, wo ebenfalls in einem



großen Bette Menschenfressers sieben Töchterlein schliefen, die so alt waren, wie die sieben Brüder. Sie waren von Angesicht sehr häßlich, jede hatte aber ein goldenes Krönlein auf dem Haupte. Das alles war der Däumling gewahr worden, machte sich ganz still aus dem Bette, nahm seine und seiner Brüder Nachtmützen,

setzte diese Menschenfressers Töchtern auf, und deren Krönlein sich und seinen Brüdern.

Der Menschenfresser trank vielen Wein, und da kam ihm seine böse Lust wieder an, die Kinder zu morden, nahm sein Messer und schlich sich in die Schlafkammer, wo sie schliefen, Willens, ihnen die Hälse abzuschneiden. Es war aber stockdunkel in der Kammer, und Menschenfresser tappte blind umher, bis er an ein Bett stieß, und fühlte nach den Köpfen der darin Schlafenden. Da fühlte er die Krönchen, und sprach: „Halt da! Das sind deine Töchter. Bald hättest du betrunkenes Schaf einen Eselsstreich gemacht!“

Nun tappelte er nach dem andern Bette, fühlte da die Nachtmützen, und schnitt seinen sieben Töchtern die Hälse ab, einer nach der andern. Dann legte er sich nieder und schlief seinen Rausch aus. Wie der Däumling ihn schnarchen hörte, weckte er seine Brüder, schlich sich mit ihnen aus dem Hause, und suchte das Weite. Aber wie sehr sie auch eilten, so wußten sie doch weder Weg noch Steg, und liefen in der Irre herum voll Angst und Sorge, nach wie vor.

Als der Morgen kam, erwachte der Menschenfresser, und sprach zu seiner Frau: „Geh und richte die Krabben zu, die gestrigen!“ Sie meinte, sie sollte die Kinder nun wecken, und ging voll Angst um sie hinauf in die Kammer. Welch ein Schrecken für die Frau, als sie nun sah, was geschehen war; sie fiel gleich in Ohnmacht über diesen schrecklichen Anblick, den sie hatte. Als sie nun dem Menschenfresser zu lange blieb, ging er selbst hinauf, und da sah er, was er angerichtet. Seine Wuth in die er gerieth, ist nicht zu beschreiben. Jetzt zog er die Siebenmeilenstiefeln an, die er hatte, das waren Stiefeln, wenn man damit sieben Schritte that, so war man eine Meile gegangen, das war nichts kleines. Nicht lange, so sahen die sieben Brüder ihn von weitem über Berg und Thäler schreiten und waren sehr in Sorgen, doch Däumling versteckte sich mit ihnen in die Höhlung eines großen Felsens. Als der Menschenfres-

Der Swinegel aber stand vor seiner Thür, hatte die Arme übereinander geschlagen, kuckte dabei in den Morgenwind hinaus, trällerte ein Liedchen vor sich hin, so gut und so schlecht als es nun eben am lieben Sonntagmorgen ein Swinegel zu singen vermag. Indem er nun noch so halbleise vor sich hinsang, fiel ihm auf einmal ein, er könne wohl, während seine Frau die Kinder wüsche und anzöge, ein Bischen im Felde spazieren und dabei sich umsehen, wie seine Steckrüben stünden. Die Steckrüben waren das nächste bei seinem Hause und er pflegte mit seiner Familie davon zu essen und deshalb sah er sie denn auch als die seinigen an. Der Swinegel machte die Hausthüre hinter sich zu und schlug den Weg nach dem Felde ein. Er war noch nicht sehr weit vom Hause und wollte just um den Schlehenbusch, der da vor dem Felde liegt, hinauf schlendern, als ihm der Hase begegnete, der in ähnlichen Geschäften ausgegangen war, nämlich um seinen Kohl zu besehen. Als der Swinegel des Hasen



ansichtig wurde, bot er ihm einen freundlichen guten Morgen. Der Hase aber, der nach seiner Weise ein gar vornehmer Herr war und grausam hochfahrig dazu, antwortete nichts auf des Swinegels Gruß, sondern sagte zu ihm, wobei er eine gewaltig höhnische Miene annahm: „Wie kommt es denn, daß

spornstreichs weiter gegangen. Kein Verfolger zu Fuß noch zu Pferd konnte ihn einholen, und seine Abenteuer, die er mit Hülfe seiner Stiefeln bestand, sind nicht zu beschreiben.

Der Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel.

Diese Geschichte ist ganz lügenhaft zu erzählen, Jungens, aber wahr ist sie doch, denn mein Großvater, von dem ich sie habe, pflegte immer, wenn er sie erzählte, dabei zu sagen: „Wahr muß es doch sein, meine Söhne, denn sonst könnte man sie ja nicht erzählen.“ Die Geschichte aber hat sich so zugetragen:

Es war einmal an einem Sonntagsmorgen in der Herbstzeit, just als der Buchwaizen blühte. Die Sonne war goldig am



Himmel aufgegangen, der Morgenwind ging frisch über die Stoppeln, die Lerchen sangen in der Luft, die Bienen summten in dem Buchwaizen und die Leute gingen in ihren Sonntagskleidern nach der Kirche, kurz, alle Creatur war vergnügt und der Swinegel auch.

dann komm mit.“ Was sollte dem Swinegel seine Frau machen? Sie mußte wohl folgen, sie mochte wollen oder nicht.

Als sie nun miteinander unterwegs waren, sprach der Swinegel zu seiner Frau also: „Nun paß auf, was ich dir sagen werde. Sieh, auf dem langen Acker, dort wollen wir unsern Wettlauf machen. Der Hase läuft nämlich in der einen Furche und ich in der andern, und von oben fangen wir an zu laufen. Nun hast du weiter nichts zu thun, als du stellst dich hier unten in die Furche und wenn der Hase auf der andern Seite ankommt, so rufst du ihm entgegen: „ich bin schon da.“



Damit waren sie beim Acker angelangt, der Swinegel wies seiner Frau ihren Platz an und ging nun den Acker hinauf. Als er oben ankam war der Hase schon da. „Kann es losgehen?“ sagte der Hase.“ „Ja wohl,“ erwiederte der Swinegel. „Dann man zu!“ Und damit stellte sich jeder in seine Furche. Der Hase zählte: „Eins, zwei, drei!“ und los ging er wie ein Sturmwind den Acker hinunter. Der Swinegel aber lief nur ungefähr drei Schritte, dann duckte er sich in die Furche nieder und blieb ruhig sitzen.

schon bei so früheu Morgen im Felde rumläufst?" „Ich gehe spazieren," sagte der Swinegel. „Spazieren?" lachte der Hase, „mir däucht, du könntest deine Beine auch wohl zu besseren Dingen gebrauchen." Diese Antwort verdroß den Swinegel über alle Maaßen, denn alles kann er vertragen, aber auf seine Beine läßt er nichts kommen, eben weil sie von Natur schief sind. „Du bildest dir wohl ein," sagte nun der Swinegel, „daß du mit deinen Beinen mehr ausrichten kannst?" „Das denk' ich sagte der Hase. „Nun es käme auf einen Versuch an," meinte der Swinegel, „ich parire wenn wir wettlaufen, ich laufe dir vorbei." „Daß ist zum Lachen, du mit deinen schiefen Beinen!" sagte der Hase, „aber meinetwegen mag es sein, wenn du so übergroße Lust hast. Was gilt die Wette?" „Einen goldnen Lujedor und eine Buttelje Schnapps," sagte der Swinegel. „Angenommen," sprach der Hase, „schlag ein und dann kann's gleich losgehen." „Nein, so große Eile hat es nicht," meinte der Swinegel, „ich bin noch ganz nüchtern; erst will ich zu Hause gehn und ein Bischen frühstücken. In einer halben Stunde bin ich auf dem Platze." Darauf ging der Swinegel, denn der Hase war es zufrieden.

Unterwegs dachte der Swinegel bei sich: „Der Hase verläßt sich auf seine langen Beine, aber ich will ihn schon kriegen. Er dünkt sich zwar ein vornehmer Herr zu sein, ist aber doch ein dummer Kerl und bezahlen muß er doch. Als nun der Swinegel zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: „Frau, zieh dich eilig an, du mußt mit in's Feld hinaus." „Was gibt es denn?" sagte die Frau. „Ich habe mit dem Hasen um einen goldenen Lujedor und eine Buttelje Schnapps gewettet, ich will mit ihm um die Wette laufen und da sollst du dabei sein." „O mein Gott, mein Mann!" schrie dem Swinegel seine Frau, „bist du nicht klug, hast du den Verstand verloren? Wie kannst du mit dem Hasen um die Wette laufen wollen?" „Halt das Maul, Weib," sagte der Swinegel," das ist meine Sache. Raisonnirt nicht in Männergeschäfte. Marsch, zieh dich an und

der Swinegel hielt es immer mit ihm aus. Jedesmal, wenn der Hase unten oder oben ankam, sagte der Swinegel oder seine Frau: „Ich bin schon da.“

Zum vier und siebzigsten mal aber kam der Hase nicht mehr zu Ende. Mitten auf dem Acker stürzte er zur Erde, das Blut floß ihm aus dem Halse und er blieb todt auf dem Platze. Der Swinegel aber nahm seinen gewonnenen Louisdor und die Flasche Branntwein, rief seine Frau aus der Furche ab und beide gingen vergnügt nach Hause, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

So begab es sich, daß auf der Buxtehuder Haide der Swinegel den Hasen zu Tode gelaufen hat, und seit jener Zeit hat es sich kein Hase wieder einfallen lassen, mit dem Buxtehuder Swinegel um die Wette zu laufen.

Die Lehre aber aus dieser Geschichte ist erstens, daß keiner, und wenn er sich auch noch so vornehm dünkt, sich soll beikommen lassen, über den geringen Mann sich lustig zu machen, und wäre es auch nur ein Swinegel. Und zweitens, daß es gerathen ist, wenn Einer freiet, daß er sich eine Frau aus seinem Stande nimmt, die just so aussieht, als er selbst. Wer also ein Swinegel ist, der muß darauf sehen, daß seine Frau auch ein Swinegel sei.

Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit seiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter und drei Söhne. Letztere wurden sowohl von den Aeltern, als auch von sämmtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, sondern schlechtweg nur der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten sie der Aelte nach auf-

einander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde sein Bündel geschnürt, und er in die Fremde geschickt, und er zog wohlgemuth mit langen Schritten zum Thore des heimathlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte



der Bursche von Ort zu Ort, und konnte keine Arbeit bekommen; da nun sein ohnehin knappes Reisegeld sehr zu Ende ging, und er keine frohe Aussicht hatte zu Arbeit und Verdienst, so wurde er traurig, und ging kopfhängerig und sachte auf seinem Wege weiter. Dieser führte just durch einen stillen, schönen Wald, und wie der Bursche so eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, stehen blieb und fragte: „Na, Bürschlein, wo hinaus denn? siehst ja traurig aus, was fehlt dir denn?“ — „Mir fehlt Arbeit,“ sprach der Bursche treuherzig. „Das ist meine ganze Trauer — bin schon lange gewandert — hab' kein Geld mehr.“ — „Was kannst du denn für ein Handwerk?“ forschte das Männlein weiter. — „Ich bin ein Schreiner.“ — „O so komm doch mit mir, „rief der Kleine fröhlich aus, „ich will dir Arbeit geben! Sieh ich wohne hier in diesem Wald — ja ja, komm nur mit, du wirst's gleich sehen. Und kaum hundert Schritte weiter lag ein schönes Haus, und rings herum war ein dichter Tannenzaun, anzusehen wie eine Schutzmauer, und vorne am Eingang standen zwei hohe Tannen, gleich wie riesige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergesellen, der nun alsbald seine Traurigkeit fahren ließ, und mit vergnügten Mienen in das vertrauliche Zimmer des einsamen Meisters einschritt. „Willkommen!“ rief da aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein und trippelte auf den Burschen zu, um ihn seines Felleisens entledigen zu helfen. Der Meister plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burschen, und das Mütterlein trug Speisen auf und stellte auch ein Krüglein auf den Tisch, worin etwas weit besseres war, als Wasser oder Kovent.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei seinem Meister; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt sich auch sonst brav und ordentlich, so daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten sprach das alte Männlein: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länge

brauchen, sondern muß dir Feierabend geben. Und mit G
kann ich dir deine Arbeit, die du mir gethan, auch nicht lohn
aber ich will dir ein schönes Andenken geben, das dir mehr h
fen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein
lerliebstes kleines Tischchen, und sprach weiter: „So oft
dieses „Tischlein deck' dich“ hinstellen wirst, und dreimal sp
chen: „Tischlein decke dich,“ so oft wird es dir diejenigen Spei
und Getränke zum Mahle darbieten, die du nur wünschen mag
Und nun lebe wohl und gedenke fein deines alten Meisters
Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte, er nal
betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus d
Händen des Gebers, und zog, noch vielmals dankend, ab u
lenkte seine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwe
bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel n
sprach, seine reichen Genüsse, da standen im Nu die feinsten G
richte, die edelsten Weine darauf und alle Gefäße waren v
Silber und darunter glänzte das feinste schneeweiße Tischgede
Natürlich hielt der Geselle sein Tischlein decke dich sehr hel
auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es n
seinem Wirth aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirth
haus gezehrt, sondern sich mit dem Tischchen eingeschlossen hat
so hatte der Wirth ihn belauscht durch eine Klinse in der Bret
thür, und hatte des Tischleins Geheimniß entdeckt. Daher w
er über alle Maaßen froh, daß er das Tischlein in seine V
wahrung bekam, freute sich mächtig über die herrliche Eigensch
desselben. Er ließ sich's ganz trefflich behagen vor der klein
Tafel, und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise d
Tischchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ga
ähnliches Tischchen, obschon kein Tischchen decke dich besitze. D
schlaue Wirth versteckte daher das ächte Tischlein, und stel
das andere, unächte, am andern Morgen dem Gesellen zu, d
sich ohne Bedenken damit belud, und nun fröhlich seiner Heima
zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Se
und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewand

niß, die es mit dem Tischchen habe. Der Vater zweifelte stark. der Sohn aber stellte es vor sich hin, sprach dreimal: „Tischlein decke dich," aber es deckte sich nicht, und der ehrliche Schneidermeister sprach zu seinem Sohne: „Du dummer Hans, bist du darum in der Fremde gewesen, deinen alten Vater zu huzen? Geh, laß dich nicht auslachen!" Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rath, wie es nun so einmal mit dem Tischchen die Quere gehe? Er probirte noch allerlei; aber es deckte sich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen, und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdessen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen, und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte sich, daß dieser ebenfalls denselben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand, und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine Zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit gestanden hatte, schenkte ihm sein Meister zum Andenken einen schönen Müllerlöwen und sprach: „Nimm zum Abschied noch eine kleine Gabe, die dir, obgleich ich dir deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird, als Gold und Silber. So oft du zu diesem Eselein sprechen wirst: „Eselein strecke dich!" so oft wird es dir Ducaten — niesen."

Fast öfter, als der Lange unterwegs gesprochen hatte: „Tischlein, decke dich" sprach jetzt der Dicke: „Eselein, strecke dich" und da streckte sich's und ließ Ducaten fallen, daß es rasselte und prasselte. Es war eine allerliebste Sache — die blanken Goldstücke. — Aber auch der Müllergeselle kam mit seinem Esel in die Herberge des betrüglichen und schlauen Wirthes, ließ auftafeln, bewirthete, wer nur bewirthet sein wollte, und als der Wirth die Zeche forderte, sprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erst Geld holen." Nahm das Tischtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Esel stand, und sprach: „Eselein, strecke dich!" — da streckte sich der Esel und nieste und es klingelten Ducaten auf dem [illegible]

brauchen, sondern muß dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich dir deine Arbeit, die du mir gethan, auch nicht lohnen; aber ich will dir ein schönes Andenken geben, das dir mehr helfen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein allerliebstes kleines Tischchen, und sprach weiter: „So oft du dieses „Tischlein deck' dich“ hinstellen wirst, und dreimal sprechen: „Tischlein decke dich,“ so oft wird es dir diejenigen Speisen und Getränke zum Mahle darbieten, die du nur wünschen magst. Und nun lebe wohl und gedenke sein deines alten Meisters.“ Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte, er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus den Händen des Gebers, und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte seine Schritte der lieben Heimath wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel nur sprach, seine reichen Genüsse, da standen im Nu die feinsten Gerichte, die edelsten Weine darauf und alle Gefäße waren von Silber und darunter glänzte das feinste schneeweiße Tischgedeck. Natürlich hielt der Geselle sein Tischlein decke dich sehr hehr; auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch seinem Wirth aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirthshaus gezehrt, sondern sich mit dem Tischchen eingeschlossen hatte, so hatte der Wirth ihn belauscht durch eine Klinse in der Breterthür, und hatte des Tischleins Geheimniß entdeckt. Daher war er über alle Maaßen froh, daß er das Tischlein in seine Verwahrung bekam, freute sich mächtig über die herrliche Eigenschaft desselben. Er ließ sich's ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel, und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise das Tischchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tischchen, obschon kein Tischchen decke dich besitze. Der schlaue Wirth versteckte daher das ächte Tischlein, und stellte das andere, unächte, am andern Morgen dem Gesellen zu, der sich ohne Bedenken damit belud, und nun fröhlich seiner Heimath zueilte. Mit Freude grüßte der lange Schreiner daheim die Seinen, und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewandt-

fürchterlich ausgelacht; er schlug den Esel windelweich, schlug ihm dennoch keine Ducaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten, und im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen.

Es war nun wieder ein Jahr verflossen, und auch der Dumme hatte seine Lehrzeit überstanden und zog als ein wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit Fleiß nahm er denselben Lauf wie seine Brüder und wünschte sehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da dasselbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und so schöne Sachen zu verschenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeselle in den gewissen Wald, fand die einsame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burschen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länger behalten, du hast Feierabend.“ Zum Abschied sprach das Männlein: „Ich schenkte dir gerne auch, wie deinen Brüdern, ein schönes Andenken, aber was würde dir das helfen, da sie dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und dein dicker Bruder sind durch ihre Dummheit um die Gaben gekommen, was würde es erst bei dir werden? Doch nimm dieses schlichte Säcklein; es kann dir sehr nützlich werden. So oft du zu ihm sagen wirst: Knüppel aus dem Sack! — so oft wird ein darin steckender wohlgedrehter Prügel herausfahren zu deinem Schutz, deiner Wehr und Hülfe, und dieser wird so lange ausprügeln, bis du gebieten wirst: Knüppel in den Sack!“

Der Drechsler bedankte sich schön und zog mit seinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf seiner Reise der Schutzwehr erst lange nicht, denn Jedermann ließ ihn, der leicht und lustig seine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem gestrengen Herrn Bettelvoigt gab er einiges aus dem Säcklein zu kosten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbell

So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth seine Brüder um das Ihrige betrogen hatte, und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung, und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel aus dem Sack!“ denn damit habe es eine besondere Bewandtniß, und könne einer, wenn er das sage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirth gefiel sein Tischlein und sein Eselein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe gelegt hatte, um zu sprechen: „Knüppel aus dem Sack!“ Und im Nu fuhr der Knüppel heraus, und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirthes Rücken, prügelte fort und fort, und



prügelte den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieser ein ² Geschrei erhub, und heulend den Drechslergesellen Dieser sagte: „Wirth, das geschieht dir recht! Ich

armte dich ja. Du hast meinen Brüdern das Tischlein decke ch, und das Eselein strecke dich gestohlen.“ Der Wirth eischte: „Ach helft mir nur um Gotteswillen! Ich werde um- ebracht!“ (Denn der Knüppel arbeitete noch immer rastlos uf des Wirthes Rücken.) „Ich will alles wieder herausgeben, is Tischlein und das Eselein! Ach, ich falle um und bin todt!“

Jetzt gebot der Geselle: „Knüppel in den Sack!“ und da och das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirth ar nur froh, daß er sein Leben davon gebracht, und gab willig is Tischlein und das Eselein wieder heraus. Da packte der rechsler seinen Kram zusammen, lud sein Bündel, und sich



lbst auf den Esel und trabte dem Heimathstädtlein zu. Da ar keine geringe Freude bei den Brüdern, als sie die überaus erthvollen Geschenke und Andenken wieder gewonnen sahen, e jetzt noch so herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals, — ieder gewonnen durch den, den sie immer den Dummen ge- olten hatten, und der doch klüger war, wie sie. Und

So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirth seine Brüder um das Ihrige betrogen hatte, und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirth den Sack in Verwahrung, und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel aus dem Sack!“ denn damit habe es eine besondere Bewandtniß, und könne einer, wenn er das sage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirth gefiel sein Tischlein und sein Eselein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe gelegt hatte, um zu sprechen: „Knüppel aus dem Sack!“ Und im Nu fuhr der Knüppel heraus, und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirthes Rücken, prügelte fort und fort, und



prügelte den Wirth dermaßen braun und blau, daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhub, und heulend den Drechslergesellen *munter rief.* Dieser sagte: „Wirth, das geschieht dir recht! Ich

warnte dich ja. Du hast meinen Brüdern das Tischlein decke dich, und das Eselein strecke dich gestohlen.“ Der Wirth kreischte: „Ach helft mir nur um Gotteswillen! Ich werde umgebracht!“ (Denn der Knüppel arbeitete noch immer rastlos auf des Wirthes Rücken.) „Ich will alles wieder herausgeben, das Tischlein und das Eselein! Ach, ich falle um und bin todt!“

Jetzt gebot der Geselle: „Knüppel in den Sack!“ und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirth war nur froh, daß er sein Leben davon gebracht, und gab willig das Tischlein und das Eselein wieder heraus. Da packte der Drechsler seinen Kram zusammen, lud sein Bündel, und sich



selbst auf den Esel und trabte dem Heimathstädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als sie die überaus werthvollen Geschenke und Andenken wieder gewonnen sahen, die jetzt noch so herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals, — wieder gewonnen durch den, den sie immer den Dummen gescholten hatten, und der doch klüger war, wie sie. Und die

Brüder blieben zusammen bei den Aeltern, und brauchten mehr zu arbeiten, um vom Verdienst das tägliche Brod zu fen; denn sie hatten von nun an von Allem, was das m liche Leben bedarf. die Hülle und die Fülle.

Siebenschön.

Es waren einmal in einem Dorfe ein paar arme Leute hatten ein kleines Häuschen und nur eine einzige Tochter war wunderschön und gut über alle Maßen. Sie arbeitete, wusch, spann und nähte für sieben, und war so schön wie s zusammen, darum ward sie Siebenschön geheißen. Aber we ob ihrer Schönheit immer von den Leuten angestaunt w schämte sie sich, und nahm Sonntags, wenn sie in die K ging — denn Siebenschön war auch frömmer wie sieben a und das war ihre größte Schönheit, — einen Schleier vo Gesicht. So sah sie einstens der Königssohn, und hatte Freude über ihre edle Gestalt, ihren herrlichen Wuchs, so sc wie eine junge Tanne, aber es war ihm leid, daß er vor Schleier nicht auch ihr Gesicht sah, und fragte seiner D einen: „Wie kommt es, daß wir Siebenschön's Gesicht sehen?“ — „Das kommt daher“ — antwortete der Di „weil Siebenschön so sittsam ist.“ Darauf sagte der Kö sohn: „Ist Siebenschön so sittsam zu ihrer Schönheit, so ich sie lieben mein lebenlang und will sie heirathen. Gehe d und bringe ihr diesen goldnen Ring von mir und sage ihr habe mit ihr zu reden, sie solle Abends zu der großen kommen.“ Der Diener that wie ihm befohlen war, und Si schön glaubte, der Königssohn wolle ein Stück Arbeit be bestellen, ging daher zur großen Eiche und da sagte ihr der P daß er sie lieb habe um ihrer großen Sittsamkeit und Tu willen, und sie zur Frau nehmen wolle; Siebenschön



;te: „Ich bin ein armes Mädchen und du bist ein reicher
inz; dein Vater würde sehr böse werden, wenn du mich woll-
t zur Frau nehmen.“ Der Prinz drang aber noch mehr in sie,
d da sagte sie endlich, sie wolle sich's bedenken, er solle ihr ein
ar Tage Bedenkzeit gönnen. Der Königssohn konnte aber
möglich ein paar Tage warten, er schickte schon am folgenden
ge Siebenschön ein paar silberne Schuhe und ließ sie bitten,
ch einmal unter die große Eiche zu kommen. Da sie nun kam,
fragte er schon, ob sie sich besonnen habe? sie aber sagte, sie
be noch keine Zeit gehabt sich zu besinnen, es gebe im Haus-
lt gar viel zu thun, und sie sei ja doch ein armes Mädchen
d er ein reicher Prinz, und sein Vater werde sehr böse werden.
nn er, der Prinz, sie zur Frau nehmen wolle. Aber der Prinz
t von neuem und immer mehr, bis Siebenschön versprach, sich ge-
ß zu bedenken und ihren Aeltern zu sagen, was der Prinz im
illen habe. Als der folgende Tag kam, da schickte der Königs-
hn ihr ein Kleid, das war ganz von Goldstoff, und ließ sie
ermals zu der Eiche bitten. Aber als nun Siebenschön dahin
n, und der Prinz wieder fragte, da mußte sie wieder sagen

und klagen, daß sie abermals gar zu viel und den ganzen Tag zu thun gehabt, und keine Zeit zum Bedenken, und daß sie mit ihren Aeltern von dieser Sache auch noch nicht habe reden können, und wiederholte auch noch einmal, was sie dem Prinzen schon zweimal gesagt hatte, daß sie arm, er aber reich sei, und daß er seinen Vater nur erzürnen werde. Aber der Prinz sagte ihr, das alles habe nichts auf sich, sie solle nur seine Frau werden, so werde sie später auch Königin, und da sie sah, wie aufrichtig der Prinz mit ihr es meinte, so sagte sie endlich ja, und kam nun jeden Abend zu der Eiche und zu dem Königssohne — auch sollte der König noch nichts davon erfahren. Aber da war am Hofe eine alte häßliche Hofmeisterin, die lauerte dem Königssohn auf, kam hinter sein Geheimniß und sagte es dem König an. Der König ergrimmte, sandte Diener aus und ließ das Häuschen, worin Siebenschön's Aeltern wohnten, in Brand stecken, damit sie darin anbrenne. Sie that dieß aber nicht, sie sprang als sie das Feuer merkte, heraus und alsbald in einen leeren Brunnen hinein, ihre Aeltern aber, die armen alten Leute, verbrannten in dem Häuschen.

Da saß nun Siebenschön drunten im Brunnen und grämte sich und weinte sehr, konnt's aber zuletzt doch nicht auf die Länge drunten im Brunnen aushalten, krabbelte herauf, fand im Schutt des Häuschens noch etwas Brauchbares, machte es zu Geld und kaufte dafür Mannskleider, ging als ein frischer Bub an des Königs Hof und bot sich zu einem Bedienten an. Der König fragte den jungen Diener nach dem Namen, da erhielt er die Antwort: „Unglück!" und dem König gefiel der junge Diener also wohl, daß er ihn gleich annahm, und auch bald vor allen andern Dienern gut leiden konnte.

Als der Königssohn erfuhr, daß Siebenschön's Häuschen verbrannt war, wurde er sehr traurig, er glaubte nicht anders, als Siebenschön sei mit verbrannt, und der König glaubte das auch, und wollte haben, daß sein Sohn nun endlich eine Prinzessin heirathe, und mußte dieser nun eines benachbarten Königs

Tochter freien. Da mußte auch der ganze Hof und die ganze Dienerschaft mit zur Hochzeit ziehen, und für Unglück war das am traurigsten, es lag ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er ritt auch mit hintennach, der Letzte im Zuge, und sang wehklagend mit klarer Stimme:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Das hörte der Prinz von weitem, und fiel ihm auf und hielt und fragte: „Ei, wer singt doch da so schön?" — „Es wird wohl mein Bedienter, der Unglück sein" antwortete der König: „den ich zum Diener angenommen habe." Da hörten sie noch einmal den Gesang:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Da fragte der Prinz noch einmal, ob es wirklich Niemand anders sei, als des Königs Diener? und der König sagte, er wisse es nicht anders.

Als nun der Zug ganz nahe an das Schloß der neuen Braut kam, erklang noch einmal die schöne klare Stimme:

„Siebenschön war ich genannt,
Unglück ist mir jetzt bekannt."

Jetzt wartete der Prinz keinen Augenblick länger, er spornte sein Pferd und ritt wie ein Offizier längs des ganzen Zugs in gestrecktem Galopp hin, bis er an Unglück kam und Siebenschön erkannte. Da nickte er ihr freundlich zu und jagte wieder an die Spitze des Zuges, und zog in das Schloß ein. Da nun alle Gäste und alles Gefolge im großen Saal versammelt war und die Verlobung vor sich gehen sollte, da sagte der Prinz zu seinem künftigen Schwiegervater: „Herr König, ehe ich mit Eurer Prinzessin Tochter mich feierlich verlobe, wollet mir erst ein kleines Räthsel lösen. Ich besitze einen schönen Schrank, dazu verlor ich vor einiger Zeit den Schlüssel, kaufte mir also einen neuen, bald darauf fand ich den alten wieder, jetzt saget mir Herr

König, wessen Schlüssel ich mich bedienen soll?" — „Ei natürlich des alten wieder!" antwortete der König, „das Alte soll man in Ehren halten, und es über Neuem nicht hintansetzen." — „Ganz wohl Herr König," antwortete nun der Prinz, „so zürnt mir nicht, wenn ich eure Prinzessin Tochter nicht freien kann, sie ist der neue Schlüssel, und dort steht der alte." Und nahm Siebenschön an der Hand und führte sie zu seinem Vater, indem er sagte: Siehe Vater das ist meine Braut." Aber der alte König rief ganz erstaunt und erschrocken aus: „Ach lieber Sohn, das ist ja Unglück mein Diener!" — Und viele Hofleute schrien: „Herr Gott, das ist ja ein Unglück!" — „Nein!" sagte der Königssohn. „Hier ist gar kein Unglück, sondern hier ist Siebenschön, meine liebe Braut. Und nahm Urlaub von der Versammlung und führte Siebenschön als Herrin und Frau auf sein schönstes Schloß.

Des kleinen Hirten Glückstraum.

Es war einmal ein sehr armer Bauersmann, der war in einem Dörflein Hirte, und das schon seit vielen Jahren. Seine Familie war klein, er hatte ein Weib und ein einziges Kind, einen Knaben. Doch diesen hatte er sehr frühzeitig mit auf die Weide genommen und ihm die Pflichten eines treuen Hirten eingeprägt, und so konnte er, als nur einigermaßen der Knabe herangewachsen war, sich ganz auf denselben verlassen, konnte ihm die Herde allein anvertrauen, und konnte unterdessen daheim noch einige Dreier mit Körbeflechten verdienen. Der kleine Hirte trieb seine Heerde munter hinaus auf Triften und Raine; er pfiff oder sang manch helles Liedlein, und ließ dazwischen gar laut seine Hirtenpeitsche knallen; dabei wurde ihm keine Zeit lang. Des Mittags lagerte er sich gemächlich neben seine Heerde, aß

sein Brod und trank aus der Quelle dazu, und dann schlief er auch wohl ein Weilchen, bis es Zeit war weiter zu treiben. Eines Tages hatte sich der kleine Hirte unter einen schattigen



Baum zur Mittagsruhe gelagert, schlief ein und träumte einen gar wunderlichen Traum: Er reise fort, gar unendlich weit fort, — ein lautes Klirren wie wenn unaufhörlich eine Masse Münzen zu Boden fielen — ein Donnern, wie wenn unaufhörliche Schüsse knallten — eine endlose Schaar Soldaten, mit Waffen und in blitzenden Rüstungen — das alles umkreisete, umschwirrte

umtosete ihn. Dabei wanderte er immer zu und stieg immer bergan, bis er endlich oben auf der Höhe war, wo ein Thron aufgebaut war, darauf er sich setzte, und neben ihm war noch ein Platz, auf dem ein schönes Weib, welches plötzlich erschien, sich niederließ. Nun richtete sich im Traum der kleine Hirte empor, und sprach ganz ernst und feierlich: „Ich bin König von Spanien.“ Aber in demselben Augenblicke wacht er auf. Nachdenklich über seinen sonderbaren Traum trieb der Kleine seine Heerde weiter, und des Abends erzählte er daheim seinen Aeltern, die vor der Thüre saßen und Weiden schnitzten, und wo er ihnen auch half, — seinen wunderlichen Traum, und sprach zum Schluß: „Wahrlich, wenn ich noch einmal so träume, gehe ich fort nach Spanien, und will doch einmal sehen, ob ich nicht König werde!“ — „Dummer Junge,“ murmelte der alte Vater: „dich macht man zum König, laß dich nicht auslachen!“ Und seine Mutter kicherte weidlich, und klatschte in die Hände, und wiederholte ganz verwundert: „König von Spanien, König von Spanien!“ — Am andern Tag zu Mittag lag der kleine Hirte zeitig unter jenem Baume, und o Wunder! derselbe Traum umfing wieder seine Sinne. Kaum hielt es ihn bis zum Abend auf der Hut, er wäre gern nach Hause gelaufen, und wäre aufgebrochen zur Reise nach Spanien!“ Als er endlich heimtrieb, verkündete er seinen abermaligen Traum, und sprach: „Wenn mich aber noch einmal so träumt, so gehe ich auf der Stelle fort, gleich auf der Stelle.“ — Am dritten Tag lagerte er sich denn wieder unter jenen Baum, und ganz derselbe Traum kam zum dritten Male wieder. Der Knabe richtete sich im Traume empor und sprach: „Ich bin König von Spanien,“ und darüber erwachte er wieder, raffte aber auch sogleich Hut und Peitsche und Brodsäcklein von dem Lager auf, trieb die Heerde zusammen und geraden Wegs nach dem Dorfe zu. Da fingen die Leute an mit ihm zu zanken, daß er so bald und so lange vor der Vesperzeit eintreibe, aber der Knabe war so begeistert, daß er nicht auf das Schelten der Nachbarn und der eignen Aeltern hörte, sondern

seine wenigen Kleidungsstücke, die er des Sonntags trug, in einen Bündel schnürte, denselben an ein Nußholzstöcklein hing, über die Achsel nahm und so mir nichs dir nichts fortwanderte. Gar flüchtig war der Knabe auf den Beinen; er lief so rasch, als sollte er noch vor Nachts in Spanien eintreffen. Doch erreichte er an diesem Tage nur einen Wald, nirgends war ein Dorf oder ein einzelnes Haus; und er beschloß, in diesem Wald in einem dichten Busch sein Nachtlager zu suchen. Kaum hatte er aber zur Ruhe sich niedergelegt und war entschlummert, als ein Geräusch ihn wieder erweckte: es zog eine Schaar Männer in lautem Gespräch an dem Busch vorüber, in welchen er sich gebettet. Leise machte der Knabe sich hervor und ging den Männern in einer kleinen Entfernung nach, und dachte, vielleicht findest du doch noch eine Herberge; wo diese Männer heute schlafen, kannst du gewiß auch schlafen. — Gar nicht lange waren sie weiter gewandert als ein ziemlich ansehnliches Haus vor ihnen stand, aber so recht mitten im dunkeln Wald. Die Männer klopften an, es wurde aufgethan und neben den Männern schlüpfte auch der Hirtenknabe mit hinein in das Haus. Drinnen öffnete sich wieder eine Thüre, und alle traten in ein großes, sehr spärlich erhelltes Zimmer, wo auf dem Fußboden umher viele Strohbunde, Betten und Deckbetten lagen, die zum Nachtlager der Männer bereit gehalten schienen. Der kleine Hirtenbube verkroch sich schnell unter einen Strohhaufen, welcher nahe an der Thüre aufgeschichtet war, und lauschte nun auf alles, was er nur aus seinem Versteck hören und wahrnehmen konnte. Bald kam er dahinter, denn er war ohnehin klug und aufgeweckt, daß diese Männerschaar eine Räuberbande sei, deren Hauptmann der Herr dieses Hauses war. Dieser bestieg, als die neu angelangten Mitglieder der Bande sich hingelagert hatten, einen etwas erhöhten Sitz und sprach mit tiefer Baßstimme: „Meine braven Genossen, thut mir Bericht von euerm heutigen Tagewerk, wo ihr eingesprochen seid, und was ihr erbeutet habt!“ Da richtete sich zuerst ein langer Mann mit kohl-

schwarzem Bart empor: und antwortete: „Mein lieber Hauptmann, ich habe heute früh einen reichen Edelmann seiner ledernen Hose beraubt, diese hat zwei Taschen, und so oft man sie unterst oberst kehrt und tüchtig schüttelt, so oft fällt ein Häuflein Ducaten heraus auf den Boden." — „Das klingt sehr gut!" sprach der Hauptmann. Ein anderer der Männer trat auf und berichtete: „Ich habe heute einem General seinen dreieckigen Hut gestohlen; dieser Hut hat die Eigenschaft, wenn man ihn auf dem Kopfe dreht, daß unaufhörlich aus den drei Ecken Schüsse knallen." — „Das läßt sich hören!" sprach der Hauptmann wieder. Und ein dritter richtete sich auf und sprach: „Ich habe einen Ritter seines Schwertes beraubt; so man dasselbe mit der Spitze in die Erde stößt, ersteht augenblicklich ein Regiment Soldaten." — „Eine tapfre That!" belobte der Hauptmann. Ein vierter Räuber erhob sich nun und begann: „Ich habe einem schlafenden Reisenden seine Stiefeln abgezogen, und wenn man diese anzieht, legt man mit jedem Schritt sieben



Meilen zurück." — „Rasche That lobe ich!" sprach der Hauptmann zufrieden. hänget eure Beute an die Wand, und dann esset

und trinket und schlafet wohl,“ Somit verließ er das Schlafzimmer der Räuber; diese zechten noch weidlich und fielen dann in festen Schlaf. Als alles stille und ruhig war und die Männer allesammt schliefen, machte sich der kleine Hirte hervor, zog die ledernen Hosen an, setzte den Hut auf, gürtete das Schwert um, fuhr in die Stiefeln und schlich dann leise aus dem Hause. Draußen aber zeigten die Stiefeln zur Freude des Kleinen schon ihre Wunderkraft und es währte gar nicht lange, so schritt das Bürschchen zur großen Residenzstadt Spaniens hinein; sie heißt Madrid.

Hier fragte er den Ersten Besten, der ihm aufstieß, nach dem größesten Gasthof, aber erhielt zur Antwort: „Kleiner Wicht, geh' du hin, wo deines Gleichen einkehrt, und nicht, wo reiche Herren speisen.“ Doch ein blankes Goldstück machte jenen gleich höflicher, so daß er nun gerne der Führer des kleinen Hirten wurde, und ihm den besten Gasthof zeigte. Dort angelangt, miethete der Jüngling sogleich die schönsten Zimmer, und fragte freundlich seinen Wirth: „Nun wie steht es denn in eurer Stadt? Was giebt es hier Neues?“ Der Wirth zog ein langes Gesicht und antwortete: „Herrlein, ihr seid hier zu Land wohl fremd? Wie es scheint, habt ihr noch nicht gehört, daß unsers Königs Majestät, sich rüstet mit einem Heer von zwanzigtausend Mann? Seht wir haben Feinde; o es ist gar eine schlimme Zeit! Herrlein, wollt ihr auch etwa unters Militair gehen?“ — „Freilich, freilich,“ sprach der zarte Jüngling, und sein Gesicht glänzte vor Freude. Als der Wirth sich entfernt hatte, zog er flugs seine ledernen Hosen aus, schüttelte sich ein Häuflein Goldstücke, und kaufte sich kostbare Kleider und Waffen und Schmuck, that alles an und ließ dann beim König um eine Audienz bitten. Und wie er in das Schloß kam, und von zwei Kammerherren durch einen großen herrlichen Saal geführt wurde, begegnete ihnen eine wunderliebliche junge Dame, die sich anmuthig vor dem schönen Jüngling der in der Mitte der Herren ging und sie zierlich grüßte, verneigte und

Herren flüsterten: „Das ist die Prinzessin Tochter des Königs.“ Der junge Mann war nicht wenig von der Schönheit der Königstochter entzückt, und seine Entzückung und Begeisterung ließen ihn keck und muthvoll vor dem König reden. Er sprach: „Königliche Majestät! Ich biete hiermit unterthänigst meine Dienste als Krieger an. Mein Heer, das ich euch zuführe, soll euch den Sieg erfechten, mein Heer soll alles erobern, was mein König zu erobern befiehlt. Aber eine Belohnung bitte ich mir aus, daß ich, wofern ich den Sieg davon trage, eure holde Tochter als Gemahlin heimführen dürfe. Wollt ihr das, mein gnädigster König?“ Und der König erstaute ob der kühnen Rede des Jünglings und sprach: „Wohl, ich gehe in deine Forderung ein; kehrst du heim als Sieger, so will ich dich als meinen Nachfolger einsetzen und dir meine Tochter zur Gemahlin geben.“

Jetzt begab sich der ehemalige Hirte ganz allein hinaus auf das freie Feld und begann sein Schwert drauf und drein in die Erde zu stoßen, und in wenigen Minuten standen viele Tausende kampfgerüsteter Streiter auf dem Platze, und der Jüngling saß als Feldherr kostbar gewaffnet und geschmückt auf einem herrlichen Roß, welches mit goldgewirkten Decken behangen war, der Zaum blitzte von Edelsteinen. Und der junge Feldherr zog aus, und dem Feind entgegen, da gab es eine große blutige Schlacht; aus dem Hut des Feldherrn donnerten unaufhörlich tödtliche Schüsse, und das Schwert desselben rief ein Regiment nach dem andern aus der Erde hervor, so daß in wenigen Stunden der Feind geschlagen und zerstreut war, und die Siegesfahnen wehten. Der Sieger aber folgte nach, und nahm dem Feinde auch noch den besten Theil seines Landes hinweg. Siegreich und glorreich kehrte er dann zurück nach Spanien, wo ihm das holdeste Glück noch erwartete. Die schöne Königstochter war nicht minder entzückt von dem schmucken Jüngling gewesen, wie sie ihm im Saale begegnet war, als er

und der gnädigste König wußte die sehr großen Ver-

dienste des tapfern Jünglings auch gebührend zu schätzen, hielt sein Wort, gab ihm seine Tochter zur Gemahlin und machte ihn zu seinem Nachfolger und Thronerben.

Die Hochzeit wurde prunkvoll und glänzend vollzogen, und der ehemalige Hirte saß ganz im Glück. Bald nach der Hochzeit legte der alte König Krone und Scepter in die Hände seines Schwiegersohns, der saß stolz auf dem Thron und neben ihm seine holde Gemahlin, und es wurde ihm, als dem neuen König, von seinem Volke Huldigung gebracht. Da gedachte er seines so schön erfüllten Traumes, und gedachte seiner armen Aeltern, und sprach, als er wieder allein bei seiner Gemahlin war: „Meine Liebe, sieh, ich habe noch Aeltern, aber sie sind sehr arm, mein Vater ist Dorfhirte, weit von hier, und ich selbst habe als Knabe das Vieh gehütet, bis mir durch einen wunderbaren Traum offenbaret wurde, daß ich noch König von Spanien werde. Und das Glück war mir hold, sieh, ich bin nun König aber meine Aeltern möchte ich auch gern noch glücklich sehen, daher ich mit deiner gütigen Zustimmung nach Hause reisen und die Aeltern holen will.“ Die Königin war's gerne zufrieden, und ließ ihren Gemahl ziehen, der sehr schnell zog, weil er die Siebenmeilenstiefeln an hatte. Unterwegs stellte der junge König die Wunderdinge, die er den Räubern abgenommen, ihren rechtmäßigen Eigenthümern wieder zu, bis auf die Stiefeln, holte seine armen Aeltern, die vor Freude ganz außer sich waren, und dem Eigenthümer der Stiefeln gab er für dieselben ein Herzogthum. Dann lebte er glücklich und würdiglich als König von Spanien bis an sein Ende.

Das Märchen vom Schlaraffenland.

Hört zu, ich will euch von einem guten Lande sagen, dahin würde Mancher auswandern, wüßte er, wo selbes läge und



eine gute Schiffsgelegenheit. Aber der Weg dahin ist weit für die Jungen und für die Alten, denen es im Winter zu heiß ist und zu kalt im Sommer. Diese schöne Gegend heißt Schlaraffenland, auf Wälsch Cucagna, da sind die Häuser gedeckt mit Eierfladen, und Thüren und Wände sind von Lebzelten, und die Balken von Schweinebraten. Was man bei uns für einen Ducaten kauft, kostet dort nur einen Pfennig, um jedes Haus steht ein Zaun, der ist von Bratwürsten geflochten und von bayerschen Würsteln, die sind theils auf dem Rost gebraten, theils frisch gesotten, je nachdem sie einer so oder so gern ißt. Alle Brunnen sind voll Malvasier und andre süße Weine, auch Champagner, die rinnen Einem nur so in das Maul hinein, wenn er es an die Röhren hält. Wer also gern solche Weine trinkt, der eile sich, daß er in das Schlaraffenland hineinkomme. Auf den Birken und Weiden da wachsen die Semmeln frischgebacken, und unter den Bäumen fließen Milchbäche; in diese fallen die Semmeln hinein und weichen sich selbst ein für die, so



sie gern einbrocken; das ist etwas für Weiber und für Kinder, für Knechte und Mägde! Holla Grethel, holla Steffel! Wollt ihr nicht auswandern? Macht euch herbei zum Semmelbach, und vergeßt nicht, einen großen Milchlöffel mitzubringen.

Die Fische schwimmen in dem Schlaraffenlande obendrauf auf dem Wasser, sind auch schon gebacken oder gesotten, und schwimmen ganz nahe am Gestade; wenn aber Einer gar zu faul ist und ein ächter Schlaraff, der darf nur rufen bst! bst! — so kommen die Fische auch heraus auf's Land spaziert und hüpfen dem guten Schlaraffen in die Hand, daß er sich nicht zu bücken braucht.

Das könnt ihr glauben, daß die Vögel dort gebraten in der Luft herum fliegen, Gänse und Truthähne, Tauben und Kapaunen, Lerchen und Krametsvögel, und wem es zu viel Mühe macht, die Hand darnach auszustrecken, dem fliegen sie schnurstracks in's Maul hinein. Die Spanferkel gerathen dort



alle Jahre überaus trefflich; sie laufen gebraten umher und jedes trägt ein Transchirmesser im Rücken, damit, wer da will, sich ein frisches saftiges Stück abschneiden kann.

Die Käse wachsen in dem Schlaraffenland wie Steine, groß und klein; die Steine selbst sind lauter Taubenkröpfe mit Gefülltem, oder auch kleine Fleischpastetchen. Im Winter, wenn es regnet, so regnet es lauter Honig in süßen Tropfen, da kann Einer lecken und schlecken, daß es eine Lust ist, und wenn es schneit, so schneit es klaren Zucker, und wenn es hagelt, so hagelt es Würfelzucker, untermischt mit Feigen, Rosinen und Mandeln.

Im Schlaraffenland legen die Rosse keine Roßäpfel, sondern Eier, große, ganze Körbe voll, und ganze Haufen, so daß man tausend um einen Pfennig kauft. Und das Geld kann man von den Bäumen schütteln, wie Kästen (gute Kastanien). Jeder mag sich das Beste herunterschütteln und das minder Werthe liegen lassen.

In dem Lande hat es auch große Wälder, da wachsen im Buschwerk und auf Bäumen die schönsten Kleider: Röcke, Mäntel, Schauben, Hosen und Wämser von allen Farben, schwarz, grün, gelb (für die Postillons), blau oder roth, und wer ein neues Gewand braucht, der geht in den Wald, und wirft es mit einem Stein herunter, oder schießt mit dem Bolzen hinauf. In der Haide wachsen schöne Damenkleider von Sammet, Atlas, Gros de Naples, Barège, Madras, Tafft, Nanking u. s. w. Das Gras besteht aus Bändern von allen Farben, auch ombrirt. Die Wachholderstöcke tragen Brochen und goldene Chemisett- und Mantelettnadeln und ihre Beeren sind nicht schwarz, sondern ächte Perlen. An den Tannen hängen Damenuhren und Chatelaines sehr künstlich. Auf den Stauden wachsen Stiefeln und Schuhe, auch Herren- und Damenhüte, Reisstrohhüte und Marabouts und allerlei Kopfputz mit Paradiesvögeln, Kolibris, Brillantkäfern, Perlen, Schmelz und Goldborden verziert.

Dieses edle Land hat auch zwei große Messen und Märkte mit schönen Freiheiten. Wer eine alte Frau hat und mag sie nicht mehr, weil sie ihm nicht mehr jung genug und hübsch ist, der kann sie dort gegen eine junge und schöne vertauschen und bekommt noch ein Draufgeld. Die alten und garstigen (denn ein Sprichwort sagt: wenn man alt wird, wird man garstig) kommen in ein Jungbad, damit das Land begnadigt ist; das ist von großen Kräften; darin baden die alten Weiber etwa drei Tage oder höchstens vier, da werden schmucke Dirnlein daraus von siebzehn oder achtzehn Jahren.

Auch viel und mancherlei Kurzweil giebt es in dem Schlaraffenlande. Wer hier zu Lande gar kein Glück hat, der hat es dort im Spiel und Lustschießen, wie ihm Gesellenstechen. Mancher schießt hier alle sein Lebtag nebenaus und weit vom Ziel, dort aber trifft er, und wenn er der allerweiteste davon wäre, doch das Beste. Auch für die Schlafsäcke und Schlafpelze, die hier von ihrer Faulheit arm werden, daß sie Bankrott machen

und betteln gehen müssen, ist jenes Land vortrefflich. Jede Stunde Schlafens bringt dort einen Gulden ein, und jedesmal Gähnen einen Doppelthaler. Wer im Spiel verliert, dem fällt sein Geld wieder in die Tasche. Die Trinker haben den besten Wein umsonst und von jedem Trunk und Schluck drei Batzen Lohn, sowohl Frauen als Männer. Wer die Leute am Besten necken und aufziehen kann, bekommt jeweil einen Gulden. Keiner darf etwas umsonst thun, und wer die größte Lüge macht, der hat allemal eine Krone dafür.

Hier zu Lande lügt so Mancher drauf und drein, und hat nichts für diese seine Mühe; dort aber hält man Lügen für die beste Kunst, daher lügen sich wohl in das Land allerlei Procura-, Doc- und andre toren, Roßtäuscher und die [illegible]r Handwerksleute, die ihren Kunden stets aufreden und nimmer Wort halten.



Wer dort ein gelehrter Mann sein will, muß auf einen Grobian studirt haben. Solcher Studenten giebt's auch bei uns zu Lande, haben aber keinen Dank davon und keine Ehren. Auch muß er dabei faul und gefräßig sein, das sind drei schöne *Künste*. Ich kenne Einen, der kann alle Tage Professor werden.

Wer gern arbeitet, Gutes thut und Böses läßt, dem ist jedermann dort abhold, und er wird Schlaraffenlandes ver- iesen. Aber wer tölpisch ist, gar nichts kann, und doch voll ummen Dünkels, der ist dort als ein Edelmann angesehen. Ber nichts kann, als schlafen, essen, trinken, tanzen und spie- n, der wird zum Grafen ernannt. Dem aber, welchen das llgemeine Stimmrecht als den faulsten und zu allem Guten ntauglichsten erkannt, der wird König über das ganze Land, nd hat ein großes Einkommen.

Nun wißt ihr des Schlaraffenlandes Art und Eigenschaft. Ber sich also aufthun und dorthin eine Reise machen will, aber en Weg nicht weiß, der frage einen Blinden; aber auch ein Stummer ist gut dazu, denn er sagt ihm gewiß keinen falschen Beg.

Um das ganze Land herum ist aber eine berghohe Mauer on Reisbrei. Wer hinein will oder heraus muß sich da erst berzwerg durchfressen.



Schneeweißchen.

Es war einmal ein Königin, die hatte keine Kinder und wünschte sich eins, weil sie so ganz einsam war. Da sie nun eines Tages an einer Stickerei saß und den Rahmen von schwarzem Ebenholz betrachtete, während es schneite und Schneeflocken vom Himmel fielen, war sie in so tiefen Gedanken, daß sie sich heftig in die Finger stach, so daß drei Blutstropfen auf den weißen Schnee fielen; und da mußte sie wieder daran denken, daß sie kein Kind hatte. „Ach!“ seufzte die Königin, „hätte ich doch ein Kind, so roth wie Blut, so weiß wie Schnee, so schwarz wie Ebenholz!“

Und nach einer Zeit bekam diese Königin ein Kind, ein Mägdlein. Das war so weiß wie Schnee an seinem Leibe, und seine Wangen blüheten wie blutrothe Röselein, und seine Haare waren so schwarz wie Ebenholz. Die Königin freute sich, nannte das Kind Schneeweißchen, und bald darauf starb sie. Da der König nun ein Wittwer geworden war und kein Wittwer bleiben wollte, so nahm er sich eine andre Gemahlin, das war ein stattliches Weib voll hoher Schönheit, aber auch voll unsaglichen Stolzes, und auch so eitel, daß sie sich für die schönste Frau in der ganzen Welt hielt. Dazu war sie zumal durch einen Zauberspiegel verleitet, der sagte ihr immer, wenn sie hineinsah und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönste im ganzen Land?“
„„Ihr, Frau Königin seid die Schönst' im Land.““

Und der Spiegel schmeichelte doch nicht, sondern sagte die Wahrheit wie jeder Spiegel.

Das kleine Schneeweißchen, der Königin Stieftochter, wuchs heran und wurde die schönste Prinzessin, die es nur geben konnte, und wurde noch viel schöner als die schöne Königin.

Diese fragte, als das Schneeweißchen sieben Jahr alt war, einmal wieder ihren treuen Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand.
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

aber da antwortete der Spiegel nicht wie sonst, sondern er antwortete:

„Frau Königin, ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen ist tausendmal schöner als ihr."

Darüber erschrak die Königin zum Tode, und war ihr, als kehre sich ihr ein Messer im Busen um, und da kehrte sich auch ihr Herz um gegen das unschuldige Schneeweißchen, das nichts zu seiner übergroßen Schönheit konnte. Und weil sie weder Tag noch Nacht Ruhe hatte vor ihrem bösen neidischen Herzen, so berief sie ihren Jäger zu sich und sprach: „Dieses Kind, das Schneeweißchen, sollst du in den dichten Wald führen und es tödten. Bringe mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen, daß du mein Gebot vollzogen!"

Und da mußte das arme Schneeweißchen dem Jäger in den wilden Wald folgen, und im tiefsten Dickicht zog er seine Wehr und wollte das Kind durchstoßen. Das Schneeweißchen weinte jämmerlich und flehte, es doch leben zu lassen, es habe ja nichts verbrochen, und die Thränen und der Jammer des unschuldigen Kindes rührten den Jäger auf das Innigste, so daß er bei sich dachte: Warum soll ich mein Gewissen beladen und dies schöne unschuldige Kind ermorden? Nein, ich will es lieber laufen lassen! Fressen es die wilden Thiere, wie sie wohl thun werden, so mag das die Frau Königin vor Gott verantworten. Und da ließ er Schneeweißchen laufen, wohin es wollte, fing ein junges Wild, stach es ab, und weidete es aus, und brachte Lunge und Leber der bösen Königin. Die nahm beides und briet es in Salz und Schmalz und verzehrte es, und war froh, daß sie, wie sie vermeinet, nun wieder allein die Schönste sei im ganzen Lande. Schneeweißchen im Walde wurde es bald angst und bange, wie

es so mutterseelenallein durch das Dickicht schritt, und wie es zum ersten Male die harten spitzen Steine fühlte, wie die Dornen ihm das Kleid zerrissen, und vollends, als es zum ersten Male wilde Thiere sah. Aber die wilden Thiere thaten ihm gar nichts zu Leide; sie sahen Schneeweißchen an, und fuhren in die Büsche. Und das Mägdlein ging den ganzen Tag und ging über sieben Berge.

Des Abends kam Schneeweißchen an ein kleines, kleines Häuschen mitten im Walde, da ging es hinein, sich auszuruhen, denn es war sehr müde, war auch sehr hungrig und sehr durstig. Darinnen in dem kleinen, kleinen Häuschen war alles gar zu niedlich und zierlich und dabei sehr sauber. Es stand ein kleines Tischlein in der Stube, das war schneeweiß gedeckt, und darauf standen und lagen sieben Tellerchen, auf jedem ein wenig Gemüse und Brod, sieben Löffelchen, und sieben Paar Messerchen und Gäbelchen, sieben Becherchen. Und an der Wand standen sieben Bettchen, alle blüthenweiß überzogen. Da aß nun das hungrige Schneeweißchen von den sieben Tellerchen, nur ein klein wenig von jedem, und trank aus jedem Becherchen ein Tröpflein Wein. Dann legte es sich in eins der sieben Bettchen, um zu ruhen, aber das Bettchen war zu klein, und sie mußte es in einem andern probiren, doch wollte keins recht passen, bis zuletzt das siebente, das paßte, da hinein schlüpfte Schneeweißchen, deckte sich zu, betete zu Gott und schlief ein, tief und fest wie fromme Kinder, die gebetet haben, schlafen.

Derweil wurde es Nacht, und da kamen die Häuschensherren, sieben kleine Bergmännerchen, jedes mit einem brennenden Grubenlichtchen vorn am Gürtel, und da sahen sie gleich, daß Eins dagewesen war. Der erste fing an zu fragen: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der zweite fragte: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der Dritte fragte: „Wer hat von meinem Brötchen gebrochen?“ Der Vierte: „Wer hat von meinem Gemüslein geleckt?“ Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der Sechste: „Wer hat

mit meinem Gäbelchen gestochen?“ und der Siebente fragte: „Wer hat aus meinem Becherchen getrunken?“ Wie die Zwerglein also gefragt hatten, sahen sie sich nach ihren Bettchen um, und fragten: „Wer hat in unsern Bettchen gelegen?“ bis auf den Siebenten, der fragte nicht so, sondern: „Wer liegt in meinem Bettchen!“ denn da lag das Schneeweißchen darin. Da leuchteten die Bergmännerchen mit ihren Lämpchen alle hin, und sahen mit Staunen das schöne Kind, und störten es nicht, sondern sie ließen den Siebenten in ihren Bettchen liegen, in jedem ein Stündchen, bis die Nacht herum war. Da nun der Morgen mit seinen frühen Strahlen in das kleine, kleine Häuschen der Zwerglein schien, wachte Schneeweißchen auf und fürchtete sich vor den Zwergen. Die waren aber ganz gut und freundlich und sagten, es solle sich nicht fürchten, und fragten, wie es heiße? Da sagte und erzählte nun Schneeweißchen alles, wie es ihm ergangen sei. Darauf sagten die Zwergmännchen: Du kannst bei uns in unserm Häuschen bleiben, Schneeweißchen, und kannst uns unsern Haushalt führen, kannst uns unser Essen kochen, unsere Wäsche waschen, und alles hübsch rein und sauber halten, auch unsere Bettchen machen.“ Das war Schneeweißchen recht, und es hielt den Zwergen Haus. Die thaten am Tage ihre Arbeit in den Bergen, tief unter der Erde, wo sie Gold und Edelsteine suchten, und Abends kamen sie und aßen, und legten sich in ihre sieben Bettchen.

Unterdessen war die böse Königin froh geworden in ihrem argen Herzen, daß sie nun wieder die Schönste war, wie sie meinte, und versuchte den Spiegel wieder und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Das ist noch tausendmal schöner als Ihr!“

Das war wiederum ein Dolchstich in das eitle Herz der Frau Königin, und sie sann nun Tag und Nacht darauf, wie sie dem Schneeweißchen an's Leben käme, und endlich fiel ihr ein, sich verkleidet selbst zu Schneeweißchen aufzumachen, und sie verstellte ihr Gesicht, und zog geringe Kleider an, nahm auch einen Allerhandkram, und ging über die sieben Berge, bis sie an das kleine, kleine Häuschen der Zwerge kam. Da klopfte sie an die Thüre und rief: „Holla! Holla! Kauft schöne Waaren!“ Die Zwerge hatten aber dem Schneeweißchen gesagt, es solle sich vor fremden Leuten in Acht nehmen, vornehmlich vor der bösen Königin. Deshalb sah das Mägdlein vorsichtig heraus, da sah sie den schönen Tand, den die Frau zu Markte trug, die schönen Halsketten und Schnüre und allerlei Putz. Da dachte Schneeweißchen nichts Arges und ließ die Krämerin herein und kaufte ihr eine Halsschnure ab, und die Frau wollte ihr zeigen, wie diese Schnur umgethan würde, und schnürte ihm von hinten den Hals so zu, daß Schneeweißchen gleich der Odem ausging, und es todt hinsank. „Da hast du den Lohn für deine übergroße Schönheit!“ sprach die böse Königin, und hob sich von dannen.

Bald darauf kamen die sieben Zwerglein nach Hause, und da fanden sie ihr schönes liebes Schneeweißchen todt und sahen, daß es mit der Schnur erdrosselt war. Geschwinde schnitten sie die Schnur entzwei und träufelten einige Tropfen von der Goldtinktur auf Schneeweißchens blasse Lippen, da begann es leise zu athmen und wurde allmählig wieder lebendig. Als es nun erzählen konnte, erzählte es, wie die alte Krämersfrau ihr den Hals böslich zugeschnürt, und die Zwerge riefen: „Das war kein anderes Weib, als die falsche Königin! Hüte dich und lasse gar keine Seele in das kleine Häuschen, wenn wir nicht da sind.“

Die Königin trat, als sie von ihrem schlimmen Gange wieder nach Hause kam, gleich vor ihren Spiegel und fragte ihn:



„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land!"

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönst' allhier,
Aber Schneeweißchen über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Das ist noch tausendmal schöner als ihr."

Da schwoll der Königin das Herz vor Zorn, wie einer Kröte der Bauch, und sie sann wieder Tag und Nacht auf Schneeweißchens Verderben. Bald nahm sie wieder die falsche Gestalt einer andern Frau an, durch Verstellung ihres Gesichts und fremdländische Kleidung, machte einen vergifteten Kamm, den that sie zu anderm Kram, und ging über die sieben Berge, an das kleine, kleine Zwergenhäuslein. Dort klopfte sie wieder an die Thüre, rief: „Holla! Holla! Kauft schöne Waaren! Holla!" Schneeweißchen sah zum Fenster heraus und sagte: „Ich darf Niemand hereinlassen!" Das Kramweib aber rief: „Schade um die schönen Kämme!" Und dabei zeigte sie den giftigen, der ganz golden blitzte. Da wünschte sich Schneeweißchen von Herzen einen goldnen Kamm, dachte nichts Arges, öffnete die Thüre und ließ die Krämerin herein und kaufte den Kamm:

„Nun will ich dir auch zeigen, mein allerschönstes Kind, wie der Kamm durch die Haare gezogen und wie er gesteckt wird," sprach die falsche Krämerin, und strich dem Schneeweißchen durch's Haar; da wirkte gleich das Gift, daß das arme Kind umfiel und todt war. „So, nun wirst du wohl das Wiederaufstehen vergessen," sprach die böse Königin und entfloh aus dem Häuschen.

Bald darauf — und das war ein Glück — wurde es Abend und da kamen die sieben Zwerge wieder nach Hause, fanden das arme Schneeweißchen für todt, und fanden in seinen schönen Haaren den giftigen Kamm. Diesen zogen sie geschwind aus dem Haar, und da kam es wieder zu sich. Und die Zwerge



warnten es auf's Neue gar sehr, doch ja niemand in's Häuschen zu lassen.

Daheim trat die böse Königin wieder vor ihren Spiegel und fragte ihn:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

und der Spiegel antwortete:

„Frau Königin! Ihr seid die Schönst' allhier
Aber über den sieben Bergen,
Bei den sieben guten Zwergen,
Ist Schneeweißchen noch tausendmal schöner als ihr."

Da wußte sich die Königin vor giftiger Wuth darüber, daß alle ihre bösen Ränke gegen Schneeweißchen nichts fruchteten, gar nicht zu lassen und zu fassen, und that einen schweren Fluch

Schneeweißchen müsse sterben, und solle es ihr, der Königin, selbst das Leben kosten. Und darauf machte sie heimlich einen schönen Apfel giftig, aber nur auf einer Seite, wo er am schönsten war, nahm dazu noch einen Korb voll gewöhnlicher Aepfel, verstellte ihr Gesicht, kleidete sich wie eine Bäuerin, ging abermals über die sieben Berge, und klopfte am Zwergenhäuslein an, indem sie rief: „Holla! Schöne Aepfel kauft! kauft!" Schneeweißchen sah zum Fenster heraus, und sagte: „Geht fort, Frau, Ich darf nicht öffnen und auch nichts kaufen!"

„Auch gut, liebes Kind!" sprach die falsche Bäuerinn. „Ich werde auch ohne dich meine schönen Aepfel noch alle los! Da hast du einen umsonst!"

„Nein, ich danke schön, ich darf nichts annehmen! rief Schneeweißchen. „Denkst wohl gar, der Apfel wäre vergiftet? Siehst du, da beiße ich selber hinein! Das schmeckt einmal gut! So hast du in deinem ganzen Leben keinen Apfel gegessen." Dabei biß das trügerische Weib in die Seite des Apfels, die nicht vergiftet war, und da wurde Schneeweißchen lüstern, und griff nach dem Apfel hinaus, und die Bäuerinn reichte ihn hin und blieb stehen. Kaum hatte Schneeweißchen den Apfel auf der andern Seite angebissen, wo er ein schönes rothes Bäckchen hatte, so wurden Schneeweißchens rothe Bäckchen ganz blaß und es fiel um und war todt.

„Nun bist du aufgehoben, Ding!" sprach die Königin und ging fort, und zu Hause trat sie vor den Spiegel und fragte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

und der Spiegel antwortete dieses Mal:

„Ihr, Frau Königin, seid allein die Schönst' im Land."

Nun war das Herz der bösen Königin zufrieden, so weit ein Herz voll Bosheit und Tücke und Mordschuld zufrieden sein kann.

Aber wie erschraken die sieben guten Zwerge, als sie Abends nach Hause kamen, und ihr Schneeweißchen ganz todt fanden. Vergebens suchten sie nach einer Ursache, und vergebens versuchten sie die Wunderkraft ihrer Goldtinktur, Schneeweißchen war und blieb jetzt todt.

Da legten die betrübten Zwerglein das liebe Kind auf eine Bahre, und setzten sich darum herum, und weinten drei Tage lang, hernach wollten sie es begraben. Aber da Schneeweißchen noch nicht wie todt aussah, sondern noch frisch wie ein Mägdlein, das schläft, so wollten sie es nicht allein in die Erde senken, sondern sie machten einen schönen Sarg von Glas, da hinein legten sie es, und schrieben darauf: Schneeweißchen eine Königstochter — und setzten dann den Sarg auf einen von den sieben Bergen, und hielten immer einer von ihnen Wache bei dem Sarge. Da kamen auch die Thiere aus dem Walde und weinten über Schneeweißchen, die Eule, der Rabe und das Täublein.

Und so lag Schneeweißchen lange Jahre in dem Sarge, ohne daß es verweste, vielmehr sah es noch so frisch und so weiß aus wie frischgefallener Schnee, und hatte wieder rothe Wängelein, wie frische Blutröschen, und die schwarzen ebenholzfarbenen Haare. Da kam ein junger schöner Königssohn zu dem kleinen Zwerghäuslein, der sich verirrt hatte in den sieben Bergen, und sah den gläsernen Sarg stehen und las die Schrift darauf: Schneeweißchen eine Königstochter — und bat die Zwerge, ihm doch den Sarg mit Schneeweißchen zu überlassen, er wolle denselben ihnen abkaufen.

Die Zwerge aber sprachen: „Wir haben Goldes die Fülle, und brauchen deines nicht! Und um alles Gold in der Welt geben wir den Sarg nicht her.“ — „So schenkt ihn mir!“ bat der Königssohn. „Ich kann nicht sein ohne Schneeweißchen, ich will es auf's höchste ehren und heilig halten, und es soll in meinem schönsten Zimmer stehen; ich bitte euch darum!“

Da wurden die Zwerglein von Mitleid bewegt, und

schenkten ihm Schneeweißchen im gläsernen Sarge. Den gab er seinen Dienern, daß sie ihn vorsichtig forttrügen, und er folgte sinnend nach. Da stolperte der eine Diener über eine Baumwurzel, daß der Sarg schütterte, und hätten ihn beinahe fallen lassen, und durch das Schüttern fuhr das giftige Stückchen Apfel, das Schneeweißchen noch im Munde hatte (weil es umgefallen war, ehe es den Bissen verschluckt), heraus, und da war es mit einem Male wieder lebendig.

Geschwind ließ es der Königssohn niedersetzen, öffnete den Sarg, und hob es mit seinen Armen heraus, und erzählte ihm



lles, und gewann es nun erst recht lieb, und nahm es zu seiner
lemahlin, führte es auch gleich in seines Vaters Schloß, und
urde zur Hochzeit zugerüstet mit großer Pracht, auch viele hohe
äste wurden geladen, darunter auch die böse Königin. Die
utzte sich auf das allerschönste, trat vor ihren Spiegel, und
agte wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Wer ist die Schönst' im ganzen Land?"

arauf antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die Schönst' allhier,
Aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als ihr!"

a wußte die Königin nicht, was sie vor Neid und Scheelsucht
gen und anfangen sollte, und es wurde ihr ganz bange um's
erz, und wollte erst gar nicht auf die Hochzeit gehen; dann
ollte sie aber doch die sehen, die schöner sei, als sie, und fuhr
n. Und wie sie in den Saal kam, trat ihr Schneeweißchen als
e allerschönste Königsbraut entgegen, die es jemals gegeben,
id da mochte sie vor Schrecken in die Erde sinken.

Schneeweißchen aber war nicht allein die allerschönste, son-
rn sie hatte auch ein großes edles Herz, das die Unthaten, die
e falsche Frau an ihr verübt, nicht selbst rächte. Es kam aber
n giftiger Wurm, der fraß der bösen Königin das Herz ab, und
eser Wurm war der Neid.

Das Dornröschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten
ine Kinder, wünschten sich aber tagtäglich ein Kind. Zu einer
eit geschah es, daß die Königin badete, und seufzte, als sie so

allein war: „Ach hätte ich doch ein Kind!“ Da hüpfte ein Frosch aus dem Wasser, und sprach: „Was du wünschest, soll dir werden!“ Und darauf hat die Königin ein Töchterlein bekommen, das war schön über alle Maaßen, und der König hatte darüber die größte Freude, daß sein liebster Wunsch erfüllt war, und stellte ein großes Fest an, zu dem er alle seine Freunde einlud. Nun lebten in dem Lande auch weise Frauen, die waren begabt mit Zauber- und Wundermacht und genossen große Ehrfurcht vor allem Volke; die lud der König auch ein, und sollten auf goldnen Tellern essen. Damals hatten aber die Könige nicht so viele Schüsseln und Teller, wie jetzt, und dieser König hatte nur ein Dutzend, das sind zwölf, und der weisen Frauen waren dreizehn, da konnte er auch nur zwölf einladen, und die dreizehnte blieb uneingeladen, was sie aber übel nahm.

Die weisen Frauen begabten das Königskind mit gar köstlichen Gütern, nicht mit Schönheit, denn die besaß es schon, sondern mit Liebenswürdigkeit, Heiterkeit, Anmuth, Sanftmuth, Bescheidenheit, Frömmigkeit, Sittsamkeit, Tugend, Aufrichtigkeit, Verstand und Reichthum, und eben wollte die zwölfte weise Frau auch noch ihren Wunsch aussprechen, als die dreizehnte in das Zimmer trat, die nicht eingeladen worden war, und zornig ausrief: „In funfzehn Jahren soll die Königstochter sich in eine Spindel stechen und todt hinfallen!“ Mit diesen Worten war die böse Alrune wieder verschwunden und die Andern standen starr vor Schrecken, denn die weisen Frauen machten keine vergeblichen Worte. Ein Glück, daß die zwölfte weise Frau ihren Wunsch noch nicht ausgesprochen hatte. Sie konnte zwar das, was einmal eine weise Frau gedroht hatte, nicht abändern, aber ihm doch eine mildernde Wendung geben, und rief; „Die Königstochter soll nur in einen tiefen Schlaf fallen, der soll nur hundert Jahre dauern und nicht länger.“ Der König ließ sogleich ein Regierungsmandat im ganzen Land ergehen, kraft dessen alle Spindeln überall abgeschafft, und dafür die Spinnräder eingeführt wurden, indeß erwuchs die schöne Königstochter

einem Fräulein, das an Schönheit, Holdseligkeit, Freund-
hkeit, Milde, Demuth, Züchtigkeit, Herzensgüte, Tugend und
erstand seines Gleichen suchte, und so kam es zu seinem funf-
hnten Jahre, von allen, die es kannten, geliebt, ja angebetet.
nd da bekam die Prinzessin gerade Lust, sich im Schloß ein
ßchen umzusehen, ging durch mehre Gemächer und kam an



eine Treppe, die zu einem alten Thurm führte
hinan und kam an ein niedrig Kammerthürlein,
alter verrosteter Schlüssel daran, und neugierig,
jungen Mädchen sind, drehte die Prinzessin an
und die Thüre ging gleich auf. Da saß ein uralt
lein und spann emsig auf einer Spindel; es m
Königs Gesetz nicht gehört oder gelesen, oder es l
haben. Die umhertanzende, auf und nieder wir
machte der jungen Königstochter viel Freude, si
der Spindel, wollte auch spinnen und stach sich d
war gerade der Tag, an welchem die Prophezeih
ten weisen Frau in Erfüllung gehen sollte. Und d
ter fiel nieder in einen Schlaf. Und da überkam
auch den König und die Königin und das ganz
mag es schön langweilig gewesen sein· der ganze
ein, vom Hofmarschall bis zum Küchenjungen,
wegen eines Versehens gerade an den Haaren za
eine Ohrfeige geben wollte, und Koch und Kellner
und Kammerjungfer, Kind und Kegel, Hund und
Tauben und Sperlinge auf dem Dache, die Pfau
geien und selbst die Fliegen an der Wand, die
Und das Feuer auf dem Heerd legte sich und sc
der Wind legte sich auch, und wurde alles piep
kein Mäuschen im ganzen Schloß mehr knuspern
die Mäuslein auch schliefen. Und da kam kein T
das verzauberte Schlummerschloß, um welches ri
mächtige Dornhecke emporwuchs, jedes Jahr ein
her, bis sie den höchsten Thurm überwachsen ha
nicht einmal die Fahne und den Wetterhahn mel
dicht, daß kein menschliches Wesen eindringen ko
wurde das Schloß allmählig ganz vergessen, un
die Sage, hinter den Dornen stehe ein Schloß,
das Dornröschen, die verzauberte Prinzessi
schon und wie lange noch wisse Niemand. Zw

Zeit zu Zeit Königssöhne, die wollten hindurchdringen durch die Hecke, allein dieselbe war allzu dicht und konnten es nicht erlangen, blieben wohl gar in den Dornen verstrickt und kamen elendiglich darin um.

Und so waren nun hundert Jahre vergangen, und die Zeit war da, daß das Dornröschen wieder erwachen sollte, es wußte dies aber Niemand genau, und da kam auch ein Königssohn, der hörte die Mär von dem schlafenden Dornröschen aus dem Mund eines Alten, der sie ihm gewiß versicherte, denn sein Vater und Urgroßvater hatten ihm oft davon erzählt und der Alte mußte den Königssohn hin an die verrufene Dornhecke führen. Und das geschah just am hundertsten Jahrestag, seit das Dornröschen in seinen Zauberschlaf gefallen war. Und die Dornhecke stand über und über voll Rosenblumen, das war seit Menschengedenken nicht der Fall gewesen, auch konnte der Königssohn frei durch die Dornhecke gehen, kein Dorn berührte sein Gewand, aber gleich hinter ihm schloß sich die Hecke wieder. Und da fand er alles unversehrt; kein Wind hatte geweht und kein Regen genäßt, das Jahrhundert war über den Häuptern der Schlummernden so leise hinweggeflogen, wie ein Schwan über einen stillen See voll träumender Wasserlilien. Da schliefen noch alle Fliegen und alle Mäuschen, da schliefen Huhn und Hahn, Katz und Hund, Magd und Zofe, Kammerherr und Kammerknecht, und auch König und Königin. Das alles sah der Königssohn mit großer Verwunderung, ging nun hinauf in den Thurm, und kam in die Kammer, wo das süße Dornröschen lag, und so sanft schlief, hehr umflossen vom Heiligenschein seiner Unschuld und vom Glanze seiner Schönheit. Da beugte der Prinz sich nieder und küßte das Dornröschen, und alsbald schlug es die Augen auf. Der Königssohn sagte ihm, wie alles sich zugetragen, und führte es herab in das Schloß. Da erwachte alles, König und Königin, Zwerg und Zofe, Hund und Pferde, Feuer und Wasser, Wind und Wetterhahn, und der Koch gab dem Küchenjungen die Ohrfeige, die er ihm vor hundert Jahren

leben, ging und sagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Wesen, der alle Dinge zum Besten lenkt, erbarmte sich der Kindlein und sandte ihnen einen Nährvater, das war ein alter weiser Meister, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die Kindlein in seine Klause und nährte sie mit der Milch der Hirschkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, sieben Jahre lang.

Als jenes böse Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte sie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und sprach: „Siehe, Sohn, die Kinder, die deine Frau dir geboren, es sind junge Hunde.“ Das that sie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau so lieb hatte. Als er das sah, glaubte er seiner Mutter und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher so lieb gehabt, wollte auch kein Wort einer Entschuldigung hören, sondern er ließ sie auf dem Hofe vor dem Palas seiner Burg in die Erde eingraben bis an die Brust, und über ihr Haupt ließ er ein Waschbecken mit Wasser setzen, und gebot allem seinen Gesinde, sich über ihrem Haupt zu waschen und ihre Hände an ihrem schönen Haar zu trocknen. Auch sollte sie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und so mußte das arme Weib stehen bleiben in der Grube in Nöthen und Aengsten sieben ganzer Jahre, und durfte sich ihrer keine Seele erbarmen. Darüber verzehrte sich ihr schöner Leib, ihre Kleider vermoderten und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

Indessen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel schießen, und sich von deren Fleisch nähren, und da geschah es, daß der Ritter, ihr Vater, wieder einmal jagen ging in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze spielend hin und her liefen, und hatten alle güldne Kettlein am Halse. Und sein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; hätte gern eins oder das andere ergriffen, aber

sie ließen sich nicht fangen, sondern verschwanden im Walde. Daheim erzählte er seiner Mutter und anderen Herren und Freunden, daß er im Walde kleine Kinder gesehen mit Goldkettchen an den Hälsen. Darüber erschrak seine Mutter innerlich, nahm den Knecht vor und fragte ihn; „Hast du damals die Kinder getödtet, oder hast du sie leben gelassen?“ Da bekannte der Knecht, daß er sie nicht mit eigner Hand zu tödten vermocht habe, doch habe er sie unter einen Baum gelegt, und da wären sie gewiß bald gestorben. Hierauf gebot sie dem Knecht, schleunigst in den Wald zu reiten, die Kinder zu suchen, die mit nichten gestorben seien, und ihnen die goldnen Ketten zu nehmen, sonst würden sie beide zu Schanden werden. Der Knecht gehorchte voll Angst, suchte drei Tage die Kinder im Walde und fand sie nicht; erst am vierten Tage fand er sie, sie hatten die Kettchen abgelegt, und waren nun in Schwäne verwandelt, und spielten auf dem Wasser. Aber das Mädchen hatte noch seine menschliche Gestalt und sah den Schwänen zu, wie sie auf dem Wasser spielten. Da ging der Knecht heimlich hinzu und nahm die sechs goldenen Kettchen weg; aber das Mädchen entlief ihm, daß er es nicht erreichen konnte.

Wie der Knecht die Ketten der Alten darbrachte, sandte sie zu einem Goldschmied und hieß von demselben einen Becher machen. Als der Goldschmied nun von den Ketten einen Becher gießen wollte, befand er, daß das Gold also edel und rein war, daß es weder mit dem Hammer verarbeitet noch im Feuer fließend gemacht werden konnte, bis auf ein Kettchen, das zerschlug er und machte einen Ring davon, die andern wog er auf seiner Waage, legte sie beiseit und gab dafür an Gewicht so viel anderes Gold und machte einen Becher davon, den gab er der Frau und auch den Ring; die schloß beides fest in ihrem Kasten.

Jene Schwäne aber, die nun ihre menschliche Gestalt nicht wieder erlangen konnten, wurden betrübt und sangen mit süßer kläglicher Stimme wemuthvollen Gesang, der klang wie

leben, ging und sagte der Frau, daß er ihr Gebot vollbracht habe.

Aber der Schöpfer aller Wesen, der alle Dinge zum Besten lenkt, erbarmte sich der Kindlein und sandte ihnen einen Nährvater, das war ein alter weiser Meister, der in dem Walde wohnte, Weisheit zu pflegen, der nahm die Kindlein in seine Klause und nährte sie mit der Milch der Hirschkühe, die zu ihm zu kommen gewohnt waren, sieben Jahre lang.

Als jenes böse Weib die Kinder weggebracht hatte von der Mutter, führte sie ihren Sohn zu der jungen Frau, zeigte ihm die Hündlein und sprach: „Siehe, Sohn, die Kinder, die deine Frau dir geboren, es sind junge Hunde.“ Das that sie ihrem Sohn aus Rache an, weil er die junge Frau so lieb hatte. Als er das sah, glaubte er seiner Mutter und warf einen Haß auf die junge Frau, die er vorher so lieb gehabt, wollte auch kein Wort einer Entschuldigung hören, sondern er ließ sie auf dem Hofe vor dem Palas seiner Burg in die Erde eingraben bis an die Brust, und über ihr Haupt ließ er ein Waschbecken mit Wasser setzen, und gebot allem seinen Gesinde, sich über ihrem Haupt zu waschen und ihre Hände an ihrem schönen Haar zu trocknen. Auch sollte sie keine andere Nahrung bekommen, wie die Hunde.

Und so mußte das arme Weib stehen bleiben in der Grube in Nöthen und Aengsten sieben ganzer Jahre, und durfte sich ihrer keine Seele erbarmen. Darüber verzehrte sich ihr schöner Leib, ihre Kleider vermoderten und es blieb nur die Haut über ihren Gebeinen.

Indessen lernten die jungen Kinder im Walde Wild und Vögel schießen, und sich von deren Fleisch nähren, und da geschah es, daß der Ritter, ihr Vater, wieder einmal jagen ging in dem Walde. Da ward er der Kinder gewahr, die in dem Holze spielend hin und her liefen, und hatten alle güldne Kettlein am Halse. Und sein Herz ward von Neigung zu den Kindern bewegt; hätte gern eins oder das andere ergriffen, aber



Die Bewohner der Burg sahen das alles mit großer Verwunderung, und daß sie immer weinte, wenn sie bei der Frau stand, und auch, daß sie dieser sehr ähnlich sah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und sah die Aehnlichkeit mit seiner Frau, und sah

Weinen kleiner Kinder. Zuletzt erhoben sie sich auf ihrem Gefieder hoch empor, zu sehen, wo sie sich hinwenden möchten? Da gewahrten sie einen großen spiegelklaren See, auf den ließen sie sich nieder. Der See aber umschloß einen hohen Berg an dem hing ein großer Felsen und auf diesem lag eine schöne Burg. Der Felsen war also steil, und das Wasser stand so dicht am Berge, daß außer einem ganz schmalen Steig keinerlei Zugang zur Burg war. Und das war gerade die Burg des jungen Ritters, welcher der Vater jener Kinder war, und die Fenster des Speisesaales der Burg standen nach dem Wasser gekehrt, so daß der Herr bald der Schwanen gewahr ward, und wunderte sich, denn er hatte so schöne Vögel noch niemals gesehen. Darum warf er ihnen Brod und andere Speisen hinunter, und gebot allem seinen Gesinde, daß sie Niemand solle verjagen oder vertreiben, sondern sie sollten allezeit Brod hinunter werfen, so lange, bis daß die Schwäne sich dort beständig heimisch hielten. Diesem Gebot ward fleißig nachgelebt, und die Schwäne gewöhnten sich dahin und wurden so zahm, daß sie stets zur Essenszeit kamen und ihr Futter empfingen.

Das arme verlassene Mädchen aber, ihre Schwester, hatte nun zwar ihre menschliche Gestalt behalten, war aber hülflos und ging betteln hinauf auf die Burg ihres Vaters. Da gab man ihr den Abfall vom Tische, und sie theilte diesen mit der armen Frau in der Grube, denn so oft sie diese sah, mußte sie bitterlich weinen. Doch kannte eins das andere nicht. Auch brachte das Mägdlein noch einige übrig gebliebene Brosamen herunter unter die Burg an das Wasser, und gab sie den Schwanen, ihren Brüdern. Allezeit wann sie nahete, so kamen die Schwanen herbei, fliegend und flatternd und kitternd, und aßen ihre Speisen aus der Schürze des Mägdleins. Das koste sie freundlich und nahm sie oft in ihre Arme, und ging dann stets gegen Abend wieder auf die Burg, und schlief alle Nächte vor der Frau, die in der Erde stand, ohne das sie wußte daß diese ihre Mutter war.



Die Bewohner der Burg sahen das alles mit großer Verwunderung, und daß sie immer weinte, wenn sie bei der Frau stand, und auch, daß sie dieser sehr ähnlich sah. Und da ward auch des Ritters Herz bewegt, daß er das Mägdlein näher betrachtete, und sah die Aehnlichkeit mit seiner Frau, und sah

auch an ihrem Hals das güldene Kettlein. Und ließ das Dirnlein vor sich treten und fragte es: „Mein liebes Kind, sage mir, von wannen bist du und von wannen kommst du her? Wer sind deine Aeltern und wie hast du die Schwäne so gezähmt, daß sie aus deinem Schoose essen?“

Da erseufzte das arme Kind aus tiefstem Herzensgrund und sprach: „Lieber Herr! die Aeltern, die ich hatte, habe ich nie gekannt. Ich weiß auch nicht, ob ich sie gesehen habe. Wenn du aber nach den Schwanen fragst, das sind meine Brüder, die mit mir ernährt wurden von der Milch der Hindinnen im Walde. Zu einer Zeit geschah es, daß meine Brüder ihre goldenen Ketten ablegten, weil sie baden wollten, da wurden sie in Schwäne verwandelt; und weil die Ketten geraubt wurden, konnten sie die Menschengestalt nicht wieder erlangen, und mußten Schwäne bleiben.“

Diese Rede vernahmen das falsche ungetreue Weib und der Knecht, ihr Helfershelfer, und erschraken heftiglich und wurden beide bleich im Bewußtsein ihrer Schuld. Der Ritter nahm das wahr, und dachte darüber nach, indem er von der Burg herab spazieren ging. Die Alte aber hetzte den Knecht auf, er sollte das Mägdlein tödten. Und er nahm ein blankes Schwert und folgte dem Mägdlein, als es nach seiner Gewohnheit herabging zu den Schwanen. Allein der Herr gewahrte seiner, trat herzu, und wie der Knecht die Missethat begehen wollte, schlug er ihm das Schwert aus der Hand. Da fiel der Knecht auf seine Knie nieder und bekannte alles. Darauf trat der Ritter zu seiner Mutter und zwang sie mit Drohungen zum Geständniß; da schloß sie ihren Kasten auf und gab dem Sohn jenen Becher, der von den Kettchen gefertigt sein sollte. Sogleich sandte der Ritter nach dem Goldschmied und fragte ihn ernstlich wegen des Bechers. Da sich dieser nun auch der Strafe besorgte, so bekannte er die Wahrheit, daß er die Ketten noch ganz habe, bis auf eine, aus der er einen Ring gefertigt. Der Ritter hieß ihm die Ketten bringen, und gab sie der Jungfrau; die legte sie

den Schwanen, jeglichem eine, um den Hals. Da erhielten sie alle die menschliche Gestalt wieder, bis auf Einen — der mußte ein Schwan bleiben. Von diesem Schwan findet man in manchem Buche viel sonderliche Abenteuer beschrieben. Nun ließ der Ritter gar eilig die arme Frau aus der Grube nehmen, ließ sie mit edler Spezerei und kostbaren Würzen wieder erquicken, daß sie wieder ein schönes Weib wurde. Seine falsche Mutter ließ er in das nämliche Loch setzen, darin seine unschuldige Frau sieben lange Jahre geschmachtet und gelitten hatte durch jene Bosheit. So geschah ihr nach dem Prophetenspruch: In die Grube fällt, wer Andern sie gegraben.

Zitterinchen.

Es war einmal ein armer Taglöhner, der hatte zwei Kinder, einen Sohn mit Namen Abraham und eine Tochter, die hieß Christinchen. Beide Kinder waren noch sehr jung, als der Vater starb und gute Menschen mußten sich ihrer annehmen, sonst wären sie umgekommen, so arm waren sie. Das Mädchen wurde eine herrlich aufblühende Schönheit, die nicht ihres Gleichen hatte weit und breit. Abraham ward ein kräftiger Jüngling und kam durch Vermittelung eines Gönners als Bedienter zu einem reichen Grafen. Ehe er aber von seiner Schwester schied, ließ er sich von einem guten Freunde ihr Portrait malen, und nahm es mit sich, denn er hatte sie sehr lieb. Der Graf war mit Abraham sehr wohl zufrieden, bemerkte jedoch öfters, daß er ein weibliches Portrait aus dem Busen zog und küßte; er verwunderte sich darüber, da Abraham still und sittsam war und kaum aus dem Hause kam; er fragte ihn deßhalb ob das Portrait seine Geliebte vorstelle und betrachtete sich's genauer, als Abraham sagte es sei seine Schwester. „Ist dein



Schwester so schön," sagte der Graf, „so wäre sie wohl werth, eines Edelmanns Weib zu sein!" — „Sie ist noch weit schöner!" entgegnete Abraham. Der Graf war entzückt und sandte heimlich seine Amme nach dem Orte, wo sich Christinchen befand, um sie nach seinem Schlosse zu holen.

Die Amme fuhr mit einem vierspännigen Wagen vor das Haus von Christinchens Pflegeältern, grüßte sie von ihrem Bruder, und sie solle mit ihr nach dem gräflichen Schloß fahren. Christinchen sehnte sich sehr, ihren Bruder wieder zu sehen und war bereit zu folgen; sie besaß aber ein Hündchen, das sie einst aus dem Wasser gerettet hatte, daß hieß Zitterinchen und hegte große Anhänglichkeit an sie. Das Hündchen sprang mit Christinchen in den Wagen. Die Amme hatte jedoch einen schlimmen

Plan gefaßt. Als sie am steilen Ufer eines großen Flusses hinfuhren, machte sie Christinchen auf die Goldfische aufmerksam, die in den blauen Wellen spielten, und da Christinchen unbefangen aus dem Kutschenschlag hinaus sah, stürzte sie sie in den Fluß, während der Wagen weiter fuhr. Die Amme hatte eine Base, die schon eine alte Jungfer war; mit dieser hatte sie bereits verabredet, an einem gewissen Orte zu warten und als der Kutscher seine Pferde tränkte, stieg sie heimlich in den Wagen Sie trug einen dichten Schleier und die Amme unterwies sie, dem Grafen zu sagen, sie habe ein Gelübd gethan, ihren Schleier innerhalb eines halben Jahres nicht zu lüften.

Die verhüllte Dame ward vor den Grafen geführt, der sie inständig bat, den Schleier zurückzuschlagen; sie verweigerte es jedoch standhaft und der Graf ward um so begieriger. Er vertraute der Redlichkeit seines Abraham, der die Schwester ihm noch viel schöner geschildert hatte, als das Portrait war. Er erbot sich daher, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Der Priester wurde gerufen und die Trauung vollzogen. Nach dieser Feierlichkeit weigerte sich die Dame nicht länger, den Schleier zu lüften, doch wie erschrak der Graf, als er statt eines jugendlich frischen ein abgeblühtes Gesicht sah! Er gerieth in den höchsten Zorn und ließ Abraham in ein Gefängniß werfen, trotz seiner Betheuerungen, daß diese Dame seine Schwester nicht sei; das betrügerische Bildniß ließ er in den Rauchfang hängen.

Eines Tages hatte der Bediente, der in des Grafen Vorzimmer schlief, eine seltsame Erscheinung. Eine weiße Gestalt stand vor seinem Bette und rasselte mit Ketten und sprach in leisem, wehklagenden Ton: „Zitterinchen, Zitterinchen!" Darauf kroch das Hündchen, das bisher im Schlosse geduldet worden war, unter dem Bette hervor, wo es geschlafen, und antwortete: „Mein allerliebstes Christinchen!" — „Wo ist mein Bruder Abraham?" fragte die Gestalt weiter. „Er liegt gar hart gefangen und liegt in Ketten und Banden!" versetzte das Hündchen. „Wo ist mein Bild?" — „Es hängt im Rauch." —

„Wo ist die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des G
Arm.“ — „Daß's Gott erbarm! Nun komm ich' zweimal
und werd' ich nicht erlöst, so bin ich verloren für dieses Le
Die Gestalt zerfloß darauf wie ein Nebel. Der Bediente gl
geträumt zu haben und sagte seinem Herrn nichts vo
Erscheinung. Aber in der folgenden Nacht ward dieselbe
vor seinem Bett aufgeführt, doch rasselte die Gestalt mit
Ketten noch mehr als das vorige Mal und sagte, sie werd
noch einmal kommen. Diesmal war der Bediente seiner
gewiß; er entdeckte den Vorgang seinem Herrn; dieser
nachdenklich und entschloß sich, die Erscheinung zu belau
Er stand um die zwölfte Stunde hinter der angelehnten
des Schlafzimmers und lauschte. Endlich sah er die
Gestalt plötzlich in dem Dunkel des Vorzimmers auftau
hörte sie mit ihren Ketten rasseln und sprechen: „Zitterin
Zitterinchen!“ — und das Hündchen antwortete: „Mein
liebstes Christinchen!“ — „Wo ist mein Bruder Abraham?
„Er ist gar hart gefangen, und liegt in Ketten und Ban
— „Wo ist mein Bild?“ — „Es hängt im Rauch.“ —
ist die alte Kammerfrau?“ — „Sie liegt in des Grafen A
— „Daß's Gott erbarm!“ Da öffnete der Graf rasch die T
griff nach der Erscheinung und hielt eine schwere Kette i
Hand, die in dem Augenblick sich von der Gestalt abst
Die gespenstische Erscheinung war zu einem holden Fraue
geworden, das ihn anlächelte und das wohl Aehnlichkei
jenem Bilde hatte, aber es an Schönheit übertraf. Der
war entzückt und bat um Enträthselung des Geheimnisses.
erzählte Christinchen, wie die alte Amme sie arglistig in's W
gestürzt, die Nixen aber hatten sie mit ihren grünen Sch
aufgefangen und sie in ihren unterirdischen Palast geführt.
habe eine der ihrigen werden sollen, habe sich jedoch gew
und die Nixen hätten ihr endlich erlaubt, in drei Nächten i
Grafen Vorgemach zu erscheinen. Würden zu diesen

Malen ihre Ketten nicht gelöst, so sei sie unwiderruflich verbunden eine Nixe zu werden.



Der Graf war über diesen Bericht ebenso erfreut, als erstaunt. Abraham wurde seiner Haft entlassen und in die Gunst des Grafen erhoben, in denselben Kerker aber ward die böse Amme geworfen und ihre Base aus dem Schlosse gepeitscht; Christinchens Bild wurde aus dem Rauchfang genommen und der Graf trug es auf seinem Herzen, Christinchen aber selbst ward seine Gemahlin. Zitterinchen leckte schmeichelnd die Hand der Herrin, als sie ihm aber liebkosend versprach, daß es nun gute Tage bei ihr haben sollte, verwandelte sich's in eine schöne Prinzessin, die dem verwunderten Christinchen ihr Schicksal erzählte. Sie war von einer bösen Zauberfrau verwünscht gewesen und war durch Christinchens Erlösung selbst erlöst worden.

Aschenbrödel.

Ein Mann und eine Frau hatten zwei Töchter, und war auch noch eine Stieftochter da, des Mannes erstes liebes Kind, gar fromm und gut, aber nicht gern gesehen von ihrer Stiefmutter und Stiefschwestern, deßhalb wurde es auch schlecht behandelt. Es mußte in der Küche den ganzen Tag über wohnen, alle Küchenarbeit thun, früh aufstehen, kochen, waschen und scheuern, und Nachts mußte es in der Bodenkammer schlafen. Da kroch es bisweilen in die Asche am Küchenheerd und wärmte sich, und da es davon nicht sauber aussehen konnte, so wurde es von der Mutter und den Schwestern noch obendrein Aschenbrödelchen genannt, aus Spott und Bosheit.

Einst war der Vater zur Messe gereist, und hatte die Mädchen gefragt, was er ihnen mitbringen solle: da hatte die eine schöne Kleider, die andere Perlen und Edelsteine gewünscht, Aschenbrödel aber nur ein grünes Haselreis. Diese Wünsche hatte der Vater auch erfüllt. Die Schwestern putzten und schmückten sich, Aschenbrödel aber pflanzte das Reis auf das Grab ihrer Mutter, und begoß es alle Tage mit ihren Thränen. Da wuchs das Reis sehr schnell und wurde ein schönes Bäumlein, und wenn Aschenbrödel auf dem Grab ihrer Mutter weinte, so kam allemal ein Vöglein geflogen, das sah sie mitleidig an.

Da begab sich's, daß der König ein Fest anstellte, und dazu alle Jungfrauen des Landes einladen ließ, denn sein Sohn sollte sich aus ihnen eine Braut wählen. Und da schmückten sich die Schwestern überaus reizend, und Aschenbrödel mußte ihnen die Haare kämmen und schöne Zöpfe flechten, und daß sie auch gern zum Tanz mitgehen mochte, das fiel gar Niemand ein. Als sie es endlich wagte, um Erlaubniß zu bitten, ward sie schrecklich ausgelacht, daß sie sich einfallen ließe, zum Tanze gehen zu wollen, da sie doch keine schönen Kleider habe, und nicht einmal Schuhe. Die böse Stiefmutter nahm geschwind eine Schüssel



voll Linsen, warf diese in die Asche, und sagte: „So, so Aschenbrödel, mache dir etwas zu thun, lies erst die Linsen; dann sollst du mitgehen, mußt aber in zwei Stunden fertig sein.“

Das arme Kind ging in den Garten, und rief dem Vöglein auf ihrem Haselnußbaum, und auch den Täubchen, daß sie alle lesen sollten, die guten in's Töpfchen, die schlechten in's Kröpfchen, und bald wimmelte es von Tauben und andern Vögeln, da währte es gar nicht lange, so war die Schüssel voll Linsen ganz rein gelesen. Aber wie das gute Mädchen voller Freude die Linsen brachte, ärgerte sich die Stiefmutter und

schüttete jetzt zwei Schüsseln voll Linsen in die Asche, und die sollte es nun auch noch in zwei Stunden lesen. Aschenbrödel weinte, rief aber die Vöglein wieder, und bald war auch diese Arbeit gethan. Es wurde ihr aber dennoch nicht Wort gehalten, sondern sie wurde ausgelacht, denn sie habe ja keine Kleider und Schuhe, und wie sie sei, könnte sie sich nimmer sehen lassen, auch müsse der Königssohn und jeder Andre einen schlechten Geschmack haben, der mit ihr tanze, und da gingen jene Stolzen fort und ließen Aschenbrödel tief betrübt zurück. Die ging zu ihrem Bäumchen und weinte bitterlich, da kam das Vöglein geflogen, und rief:

„Mein liebes Kind, o sage mir,
Was du wünschest, schenk' ich dir!"

Da rief Aschenbrödel, indem sie das Bäumchen anfaßte:

„O liebes Bäumchen, rüttle dich!
O liebes Bäumchen, schüttle dich!
Wirf schöne Kleider über mich!"

Da flog ein schönes Kleid herunter und kostbare Strümpfe und Schuhe, das zog Aschenbrödel geschwind an, und ging auf den Ball, und das Mädchen war so schön, ach so schön, daß es gar Niemand kannte, auch nicht einmal seine Schwestern, und der Königssohn tanzte nur mit ihm, und mit keiner andern Jungfrau, und als es Abends nach Hause ging, wollte er ihm folgen, es entwich ihm aber, zog geschwind Kleider und Schuhe aus auf dem Grabe, unter dem Bäumchen, und legte sich in seine Asche. Kleider und Schuhe verschwanden augenblicklich.

So ging es noch zweimal, immer kam Aschenbrödel unerkannt und in stets schönern Kleidern zum Tanze, immer tanzte der Königssohn nur mit ihm und immer folgte dieser, und beim dritten Mal verlor es von ungefähr den einen kleinen goldnen Schuh; der Königssohn hob ihn auf, bewunderte seine Zierlichkeit und sprach es laut, ließ es auch durch die Herolde kund thun: nur die Jungfrau, an deren Fuß der kleine Schuh passe,

solle seine Gemahlin werden, und ritt von Haus zu Haus, die Probe zu machen.

Vergebens probirten die beiden Schwestern den kleinen Schuh; es war als ob ihre Füße ordentlich größer würden, da fragte der Königssohn ob nicht drei Töchter da wären? und der Mann sagte: „Ja Herr Prinz! noch ein kleines Aschenbrödelchen!“ und die Mutter setzte gleich hinzu: „die sich nicht sehen lassen kann.“ Der Königssohn wollte sie aber doch sehen; Aschenbrödel wusch sich fein und rein, und trat ein, auch in ihrem aschgrauen Kittelchen durch ihre Schönheit die Schwestern überstrahlend. Und wie es den goldnen Schuh anzog, so paßte er prächtig, wie angegossen. Und der Königssohn erkannte sie nun auch gleich wieder, und rief: „das ist meine holde Tänzerin, meine liebe Braut!“ nahm sie, führte sie auf's Schloß und befahl, ein stattliches Hochzeitsfest zuzurüsten.

Beim Kirchgang hatte Aschenbrödel ein ganz goldnes Kleid an, und ein goldnes Krönlein auf dem Kopfe; ihre Schwestern gingen ihr voll Neid zur Rechten und zur Linken. Da kam das Vöglein vom Haselbäumchen, und pickte jeder in's Auge, daß dies erblindete. Als nun die Braut aus der Kirche ging, kam wieder das Vöglein, und pickte wieder jeder das andere Auge aus, und so waren sie für ihren Neid und ihre Bosheit mit Blindheit geschlagen ihr Lebelang.

Der Wachholderbaum.

Es ist nun schon lange her, — wohl zweitausend Jahre, — da war einmal ein reicher Mann, der hatte eine schöne fromme Frau und die hatten sich beide recht lieb; aber sie hatten keine Kinder, sie wünschten sich aber gar sehr welche und die Frau



betete oft darum Tag und Nacht, aber sie kriegten keine und kriegten keine. Vor ihrem Hause war ein Hof, auf dem stand ein Wachholderbaum; unter diesem stand eines Tages im Winter die Frau und schälte sich einen Apfel und als sie sich den Apfel so schälte, so schnitt sie sich in den Finger und das Blut floß in den Schnee. „Ach," sagte die Frau und seufzte so recht dabei sah das Blut vor sich an und war tief wehmüthig: „Hätte

sagte sie und machte den Deckel auf. „Hol' dir einen Apfel heraus.“ Und als sich der kleine Junge hinein bückt, — da räth ihr der Böse. — Bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf des kleinen Jungen abflog und unter die rothen Aepfel fiel. Da überlief es sie, und sie dachte in großer Angst: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen!“ Da ging sie hinunter in die Stube und holte aus der untersten Schublade der Komode ein weißes Tuch; nun setzte sie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch so um, das man nichts sehen konnte, dann setzte sie ihn vor die Thüre auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche; die stand beim Feuer und rührte immer in einem Topfe. „Mutter,“ sagte Marlenchen: „Bruder sitzt vor der Thür und sieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er soll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht und da wurde mir ganz graulich.“ „Geh noch einmal hin,“ sagte die Mutter: „und wenn er wieder nicht antworten will, so gieb ihm eins hinter die Ohren.“ Da ging Marlenchen hin und sagte: „Bruder gieb mir den Apfel.“ Aber er war still, da gab sie ihm ein's an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erschrak sie sich und fing an gar sehr zu weinen; sie lief zur Mutter und sagte: „Ach Mutter ich hab' meinem Bruder den Kopf abgeschlagen,“ und weinte und weinte und wollte sich nicht zufrieden geben. „Marlenchen,“ sagte die Mutter: was hast du gethan! Aber sei nur still, das es kein Mensch merkt, das ist nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Essig kochen.“ Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücken, that sie in einen Topf und kochte ihn in Essig. Marlenchen aber stand dabei und weinte und die Thränen fielen alle in den Topf, so daß sie gar kein Salz brauchten.

Da kam der Vater nach Haus, setzte sich zu Tisch und sagte: „Wo ist denn mein Sohn?“ Da trug die Mutter ein

dere, puffte ihn hier und knuffte ihn dort, so daß das arme Kind immer in Angst war. Wenn es aus der Schule kam, hatte es nicht wo es ruhig sitzen konnte.

Einmal war die Frau in die Kammer gegangen, da kam das kleine Töchterchen auch herauf und sagte: „Mutter, gieb mir einen Apfel." „Ja, mein Kind," sagte die Frau und gab ihr einen schönen Apfel aus der Kiste; die Kiste aber hatte einen großen, schweren Deckel mit einem großen scharfen eisernen Schlosse. „Mutter," sagte das Töchterchen: „soll Brüderchen nicht auch einen haben?" Das verdroß die Frau, doch ließ sie's nicht merken und sagte: „Ja, wenn er aus der Schule kommt." Und als sie ihn durch das Fenster gewahr wurde, so war ihr doch gerade so, als wenn der Böse über sie käme. Schnell nahm sie ihrer Tochter den Apfel wieder weg und sagte: „Du sollst nicht eher einen haben als der Bruder." Darauf warf sie den Apfel in die Kiste und machte sie zu. Als nun der kleine Junge in die Thüre trat, da sagte sie ganz freundlich zu ihm: „Mein Sohn, willst du einen Apfel haben?" und sah ihn dabei ganz



häs[...] an: „Mutter," sagte der kleine Junge: „was siehst du mich [...]usig an! ja, gieb mir einen Apfel." „Komm mit mir"

sagte sie und machte den Deckel auf. „Hol' dir einen Apfel heraus." Und als sich der kleine Junge hinein bückt, — da räth ihr der Böse. — Bratsch! schlug sie den Deckel zu, daß der Kopf des kleinen Jungen abflog und unter die rothen Aepfel fiel. Da überlief es sie, und sie dachte in großer Angst: „Wie kann ich das wohl von mir abbringen!" Da ging sie hinunter in die Stube und holte aus der untersten Schublade der Komode ein weißes Tuch; nun setzte sie den Kopf auf den Leib und band das Halstuch so um, das man nichts sehen konnte, dann setzte sie ihn vor die Thüre auf einen Stuhl und gab ihm den Apfel in die Hand.

Bald darauf kam Marlenchen zu ihrer Mutter in die Küche; die stand beim Feuer und rührte immer in einem Topfe. „Mutter," sagte Marlenchen: „Bruder sitzt vor der Thür und sieht ganz weiß aus; er hat einen Apfel in der Hand; ich habe ihn gebeten, er soll mir den Apfel geben, aber er antwortet nicht und da wurde mir ganz graulich." „Geh noch einmal hin," sagte die Mutter: „und wenn er wieder nicht antworten will, so gieb ihm eins hinter die Ohren." Da ging Marlenchen hin und sagte: „Bruder gieb mir den Apfel." Aber er war still, da gab sie ihm ein's an die Ohren, und da fiel der Kopf herunter; darüber nun erschrak sie sich und fing an gar sehr zu weinen; sie lief zur Mutter und sagte: „Ach Mutter ich hab' meinem Bruder den Kopf abgeschlagen," und weinte und weinte und wollte sich nicht zufrieden geben. „Marlenchen," sagte die Mutter: was hast du gethan! Aber sei nur still, das es kein Mensch merkt, das ist nun doch einmal nicht zu ändern; wir wollen ihn in Essig kochen." Da nahm die Mutter den kleinen Jungen, hackte ihn in Stücken, that sie in einen Topf und kochte ihn in Essig. Marlenchen aber stand dabei und weinte und die Thränen fielen alle in den Topf, so daß sie gar kein Salz brauchten.

Da kam der Vater nach Haus, setzte sich zu Tisch und sagte: „Wo ist denn mein Sohn?" Da trug die Mutter ein

sagte er: „wie schön kannst du singen! Sing' mir das Stück nochmal." „Nein," sagte der Vogel: „zweimal singe ich nicht umsonst. Gieb mir die goldene Kette, so will ich es nochmals singen." „Da," sagte der Goldschmied: „hast du die goldene Kette, und singe es mir nochmal." Da kam der Vogel, nahm die goldene Kette in's rechte Pfötchen, setzte sich vor den Goldschmied hin und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich

Da flog der Vogel weg, und setzte sich auf das Dach eines Schuhmachers und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Als der Schuster das hörte, lief er in Hemdsärmeln vor seine Thür, sah nach seinem Dache, und mußte die Hand vor die Augen halten, damit ihn die Sonne nicht blende. „Vogel," sagte er: „was kannst du schön singen!" Da rief er in seine Thüre hinein: „Frau, komm mal heraus, da ist ein Vogel der kann mal schön singen." Dann rief er auch seine Tochter, seine Kinder und Gesellen, die Lehrjungen und die Magd, und sie kamen alle auf die Straße, und sahen den Vogel an, und wie schön er war; er hatte so schöne rothe und grüne Federn, und um den Hals war es wie lauter Gold und die Augen blinkten ihm im Kopfe, wie Sterne. „Vogel," sagte der Schuster: „nun sing' mir das Stück nochmal." „Nein," sagte der Vogel: „zwei-

mal sing ich nicht umsonst, du mußt mir was schenken." „Frau," sagte der Mann: „gehe in den Laden, auf dem obersten Bret, da stehen ein Paar rothe Schuh', die bring' heraus." Da ging die Frau hin und holte die Schuh'. „Da Vogel," sagte der Mann: „nun sing' mir das Stück nochmal." Da kam der Vogel, nahm die Schuhe mit dem linken Pfötchen flog wieder auf das Dach und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',
Mein Vater, der mich aß.
Meine Schwester das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Als er ausgesungen hatte, flog er fort. Die Kette hatte er in dem rechten und die Schuhe in dem linken Pfötchen, und er flog weit weg nach einer Mühle, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. In der Mühle saßen zwanzig Knappen, die behauten einen Stein und hackten hick hack, hick hack, hick hack, und die Mühle ging klip klap, klip klap, klip klap. Da setzte sich der Vogel auf einen Lindenbaum, der vor der Mühle stand und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',

da hörte ein Knappe auf.

Mein Vater, der mich aß,

da hörten noch zwei auf und hörten zu.

Meine Schwester das Marlenichen,

da hörten wieder vier auf,

Sucht alle meine Beenichen,

nun hauten nur noch dreizehn,

Bind' sie in ein seiden Tuch,

jetzt nur noch sieben.

Legt's unter

jetzt nur fünf,

den Wachholderbaum.

Nur noch einer,

Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Da hielt der Letzte auch inne und hatte das Letzte noch gehört. „Vogel," sagte er: „was singst du schön! Laß mich das auch hören, singe das nochmal." „Nein," sagte der Vogel: „zweimal singe ich nicht umsonst: gieb mir den Mühlstein, so will ich es nochmal singen." „Ja," sagte er: „wenn er mir allein gehörte, so solltest du ihn haben." Da sagten die andern: „Wenn er nochmal singt, so soll er ihn haben." Da kam der Vogel herunter und alle zwanzig Knappen faßten an und hoben mit Hebebäumen den Stein auf. Da steckte der Vogel den Hals durch das Loch und nahm ihn um, als ob es ein Kragen wäre, flog wieder auf den Baum und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',
Mein Vater, der mich aß,
Meine Schwester das Marlenichen,
Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum,
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Als er ausgesungen hatte, da that er die Flügel auseinander, und hatte in dem rechten Pfötchen die Kette, in dem linken die Schuh und um den Hals den Mühlstein und flog fort damit nach seines Vaters Hause. In der Stube saß der Vater, die Mutter und Marlenchen bei Tisch und der Vater sagte: „Ach wie wird mir so leicht und wohl zu Muthe." „Ach nein," sagte die Mutter: „mir ist Angst, als wenn ein schweres Gewitter käme." Marlenchen aber saß und weinte und weinte, da kam der Vogel angeflogen und als er sich auf das Dach setzte,

agte der Vater: „Mir ist so recht freudig um's Herz, und die Sonne scheint draußen so schön, mir ist gerade, als sollte ich inen alten Bekannten wieder sehen.“ „Ach nein,“ sagte die Frau: „mir ist so angst, die Zähne klappern mir, mir ist, ils hätte ich Feuer in den Adern.“ Aber Marlenchen saß in der Ecke und weinte, und hatte ein Tuch vor den Augen, und weinte das Tuch ganz naß. Da setzte sich der Vogel auf den Wachholderbaum und sang:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',

Da hielt die Mutter die Ohren zu, und kniff die Augen zusammen, denn sie wollte nicht sehen noch hören, aber das brauste ihr n den Ohren, wie der stärkste Sturm, und die Augen brannten und zuckten ihr wie Blitze.

Mein Vater, der mich aß,

„Ach Mutter, sagte der Mann: „das ist ein schöner Vogel, der singt so herrlich, die Sonne scheint so warm, und das riecht wie lauter Maiblumen.“

Meine Schwester, das Marlenichen,

Da legte Marlenchen den Kopf auf die Knie und weinte immerfort, der Mann aber sagte: „Ich gehe hinaus, ich muß den Vogel in der Nähe sehen.“ „Ach geh' nicht,“ sagte die Frau: „mir ist, als bebte das ganze Haus und stände in Flammen.“ Aber der Mann ging hinaus und sah den Vogel an.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,
Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Dabei ließ der Vogel die goldene Kette fallen, und sie fiel dem Manne just um den Hals, gerade so, daß sie ihm so recht schön paßte. Da ging er hinein und sagte: „Sieh, was ist das für ein guter Vogel; er hat mir die schöne Kette geschenkt und er sieht so prächtig aus.“ Der Frau aber wurde so angst, daß s

niederstürzte, wobei ihr die Mütze vom Kopfe fiel. Da sang der Vogel wieder:

Meine Mutter, die mich g'schlacht',

„Ach, daß ich tausend Klafter unter der Erde wäre, damit ich das nicht hören müßte.“

Mein Vater, der mich aß,

Da fiel die Frau für todt nieder.

Meine Schwester das Marlenichen,

„Ach,“ sagte Marlenchen, „ich will auch hinausgehen und sehen, ob mir der Vogel was schenkt.“ Und da ging sie hinaus.

Sucht alle meine Beenichen,
Bind' sie in ein seiden Tuch,

Da warf er ihr die Schuhe herunter.

Legt's unter den Wachholderbaum.
Kiwit, Kiwit,
Was für ein schöner Vogel bin ich.

Da wurde sie ganz vergnügt und fröhlich; sie zog die neuen rothen Schuhe an, tanzte und sprang hinein. „Ach,“ sagte sie: „ich war so traurig, als ich hinaus ging und nun bin ich lustig, das ist 'mal ein herrlicher Vogel; hat mir ein Paar Schuhe geschenkt.“ „Nein,“ sagte die Frau und sprang auf, und die Haare standen ihr zu Berge, wie Feuerflammen: „mir ist als sollte die Welt untergehen! ich will auch hinaus, vielleicht wird es mir auch leichter.“ Und als sie aus der Thüre kam, bratsch! warf ihr der Vogel den Mühlstein auf den Kopf, daß sie ganz zerquetscht wurde. Als der Vater und Marlenchen das hörten, gingen sie hinauf, da sahen sie Dampf, Flammen und Feuer auf der Stelle, und als das verloschen war, da stand der kleine Bruder da, der nahm den Vater und Marlenchen bei der Hand. Alle drei waren nun recht vergnügt und gingen in das Haus, setzten sich zu Tische und aßen.

Bruder Sparer und Bruder Verthuer.

Es war einmal ein Bauer, der hatte zwei Söhne, die ließ er ein Handwerk lernen, „denn," sprach er: „Handwerk hat einen goldnen Boden." Der eine Sohn wurde ein Schuhmacher, der andere ein Schneider, und wie die Lehrzeit beendigt war, gingen sie auf die Wanderschaft. Sie waren beide ein Paar lustige Brüder, aber der Schuhmacher verthat alle sein Geld in Rauchtabak, Schnupftabak und Schnaps, der Schneider aber rauchte nicht, schnupfte und schnapste nicht. Bisweilen rieth er seinem Bruder, doch haushälterisch mit dem Gelde umzugehen, aber der Schuster lachte ihn aus, und sagte: „Wozu soll ich denn sparen? du sparst ja! Sparer muß einen Verthuer haben, — sagt das Sprichwort."

So wanderten die guten Gesellen ein ganzes Jahr lang mit einander. Der Schneider hielt sich einen besondern Geldbeutel, da hinein legte er jedesmal, wenn sein Bruder Geld für unnütze Dinge ausgab, eben so viel aus der gemeinschaftlichen Kasse, die niemals reich war, zu einem Nothpfennig, und so that er das ganze Jahr hindurch und hatte seine Freude daran, wie das Bäuchlein des Beutelchens immer stärker wurde.

Nun kamen sie einmal mit einander in Wortwechsel, wieder über Sparen und Verthuen; der Schneider rühmte sich des ersparten Schatzes, wo der Schuster sagte: „Es wird auch ein rechter Bettel sein, was du erspart hast." Darüber gelangten sie auf eine Brücke, die hatte schöne breite und glatte Steine auf ihrer Einfassungsmauer, und da wollte der Schneider seinen Bruder überzeugen, daß Sparen ein gut Ding sei, denn das Sprichwort sagt: Spare in der Zeit, so hast du in der Noth, und: Junges Blut, spar' dein Gut! Darben im Alter wehe thut. Sie legten ihre Ränzel ab, und der Schneider zog sein Beutelchen und zählte die schönen Silbergroschen und Sechser, die vom langen Tragen ganz röthlich geworden waren, auf einem

Brückenstein; es war ein hübsches Sümmchen und er freute sich königlich darüber. Der Schuhmacher sah es ganz gleichgültig, stopfte sich eine Pfeife und schlug eben Feuer, als plötzlich ein so heftiger Windstoß daher kam, daß das Schneiderlein gleich in den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Einfassung gehabt hätte; aber das Geld, das wehte der Wind alles



hinunter in's Wasser. Der Schneider stand starr vor Schrecken, der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm auf die Pfeife, und fragte mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt: „Na Bruder Sparer, wie viel hast du nun?“ Da heulte der Schneider, daß ihn der Bock stieß: „So viel wie Duhuhuhuhu! So viel wie Duhuhuhuhu!“ —

Rupert, der Bärenhäuter.

Es war einmal ein Bursch von stämmigem Bau, der schaute
utziglich in die Welt und hatte Muth mit aller Welt anzubin-
n, ging dieserhalb unter die Soldaten und schlug sich wacker
id tapfer mit dem Feind herum, bis man Frieden machte, und
n Soldaten ihren Abschied gab, daß sie hingehen konnten, wo-
r sie gekommen waren, oder wohin sie sonst wollten. Da dachte
upert: ich will zu meinen Brüdern gehen — denn Aeltern
itte er nicht mehr — und wollte bei ihnen bleiben, bis wieder
rieg wäre. Die Brüder aber sagten: „So einer fehlte uns
en, der auf den Krieg wartet — ei warte du! Wir wollen
chts wissen von Krieg und von Kriegern, wir wollen Ruhe
iben! Hast du dich im Kriege durchgeschlagen, so schlage dich
ich im Frieden durch; vor der Thüre ist dein, daß du es
ißt!" — Da gab der Soldat seinen Brüdern kein einziges
tes Wort, nahm seinen Schießprügel und ging wieder fort
die Welt — und kam in einen großen Wald und sprach zu
: Es ist schändlich, einen tapfern Burschen und Kriegsmann
ort zu schicken mitten in den Frieden hinein, mit dem unser
: doch auf der Gottes-Welt nichts anzufangen weiß. Ich
Krieg haben! Wenn nur einer käme, mit dem ich anbinden
'e, und wenn's der Teufel selber wär'! — und wie Rupert
achte, lud er sein Gewehr, und that einen starken Schuß
mit doppelter Ladung und auch zwei Kugeln. Da kam
oßer Mann durch den Wald auf Rupert zu, hatte einen
ßen Schlapphut auf, mit rother Hahnenfeder darauf, eine
: Habichtsnase, einen fuchsfeuerrothen Bart, und einen
Jägerrock an, und fragte: „Wo hinaus, Gesell?" —
habt ihr danach zu fragen?" fragte Rupert grob zurück,
gern anbinden wollte mit dem ersten besten, oder auch
ersten schlimmsten. — „Hoho! Nur nicht so patzig!"
er Grüne mit dem Schlapphut und der rothen Hahnen-

Brückenstein; es war ein hübsches Sümmchen und er fr
sich königlich darüber. Der Schuhmacher sah es ganz gleichgü
stopfte sich eine Pfeife und schlug eben Feuer, als plötzlich ei
heftiger Windstoß daher kam, daß das Schneiderlein gleic
den Fluß geweht worden wäre, wenn die Brücke keine Ein
fung gehabt hätte; aber das Geld, das wehte der Wind



hinunter in's Wasser. Der Schneider stand starr vor Schre
der Schuhmacher aber legte den brennenden Schwamm au
Pfeife, und fragte mit dem ruhigsten Gesicht von der B
„Na Bruder Sparer, wie viel hast du nun?“ Da heulte
Schneider, daß ihn der Bock stieß: „So viel wie Duhuhuhu
So viel wie Duhuhuhuhu!“ —

brüllte, und kam auf den Hinterbeinen gehend, auf Rupert zu — der aber nahm sein Gewehr, legte an, und sagte: „Willst du eine Prise Schnupftabak? Da hast du eine Prise!" — und schoß dem Bär die doppelte Ladung in seine Nase hinein, in jedes Loch eine Kugel, die bis ins Hirn drang — und da that der Bär einen mächtigen Satz und einen lauten Brüll, fiel um und war hin. — „Schau, schau, Muth hast du wie ich merke!" — sagte der Grüne im Schlapphut mit der rothen Hahnenfeder und so sollst du auch Geld von mir haben, so viel du nur willst, doch unter einer Bedingung!" —

„Die möcht ich hören!" sprach Rupert, der längst gemerkt hatte, mit wem er's zu thun, denn zu dem einen Stiefel hatte der Schuster, wie es schien ein absonderliches Maß genommen, gerade als wenn er einem Pferde einen Stiefel gemacht. — „Soll's etwa die Seligkeit sein — so dank' ich schönstens!" — fuhr Rupert fort.

„Dummer Kerl!" entgegnete der Waldjäger: „was habe ich von deiner Seligkeit? die kannst du für dich behalten, an der liegt mir gar nichts. Nein, das ist meine Bedingung, daß du in den nächsten sieben Jahren dich nicht wäschst, nicht kämmst, dir nicht den Bart scheerst, die Nägel nicht schneidest, in keinem Bett schläfst, und kein Vaterunser betest, was ohnehin nicht deines Kriegshandwerks Sache ist. Dafür gebe ich dir Rock und Mantel, die du aber auch einzig und allein in diesen sieben Jahren tragen mußt. Stirbst du innerhalb dieser Zeit, so bist du mein; bleibst du am Leben, so habe ich kein Theil an dir, du aber hast Geld nach wie vor, und kannst damit anfangen, was du willst, und ich putze dich wieder sauber, und sollt es mit meiner Zunge sein." —

„So — und das alles nennst du eine Bedingung?" fragte Rupert. „Mich dünkt, es wären schier ein Dutzend? doch, es sei darum, ich will es probiren, probirt geht über studirt!" — „Topp!" sagte der Teufel und zog den grünen Rock aus und zog auch sehr geschwind dem Bären das Fell ab, und fuhr fort.

jeder. „Fehlt dir was, so kann ich helfen!“ — „Mir fehlt es blos am besten, am Geld!“ — antwortete Rupert. — „Solltest Geld die Fülle haben, wenn du Muth hättest!“ — „Muth? Sappernunditjö! Herr, wer sagt ihm, daß ich keinen Muth habe? Ich ein Soldat und keinen Muth? Muth wi



der Teufel!“ — „Schau um dich!“ — sprach der Grüne — und da schaute Rupert um, da stand ein Bär hinter ihm, schier so groß wie ein Nashorn, und sperrte den Rachen auf un

brüllte, und kam auf den Hinterbeinen gehend, auf Rupert zu — der aber nahm sein Gewehr, legte an, und sagte: „Willst du eine Prise Schnupftabak? Da hast du eine Prise!“ — und schoß dem Bär die doppelte Ladung in seine Nase hinein, in jedes Loch eine Kugel, die bis ins Hirn drang — und da that der Bär einen mächtigen Satz und einen lauten Brüll, fiel um und war hin. — „Schau, schau, Muth hast du wie ich merke!“ — sagte der Grüne im Schlapphut mit der rothen Hahnenfeder und so sollst du auch Geld von mir haben, so viel du nur willst, doch unter einer Bedingung!“ —

„Die möcht ich hören!“ sprach Rupert, der längst gemerkt hatte, mit wem er's zu thun, denn zu dem einen Stiefel hatte der Schuster, wie es schien ein absonderliches Maß genommen, gerade als wenn er einem Pferde einen Stiefel gemacht. — „Soll's etwa die Seligkeit sein — so dank' ich schönstens!“ — fuhr Rupert fort.

„Dummer Kerl!“ entgegnete der Waldjäger: „was habe ich von deiner Seligkeit? die kannst du für dich behalten, an der liegt mir gar nichts. Nein, das ist meine Bedingung, daß du in den nächsten sieben Jahren dich nicht wäschst, nicht kämmst, dir nicht den Bart scheerst, die Nägel nicht schneidest, in keinem Bett schläfst, und kein Vaterunser betest, was ohnehin nicht deines Kriegshandwerks Sache ist. Dafür gebe ich dir Rock und Mantel, die du aber auch einzig und allein in diesen sieben Jahren tragen mußt. Stirbst du innerhalb dieser Zeit, so bist du mein; bleibst du am Leben, so habe ich kein Theil an dir, du aber hast Geld nach wie vor, und kannst damit anfangen, was du willst, und ich putze dich wieder sauber, und sollt es mit meiner Zunge sein.“ —

„So — und das alles nennst du eine Bedingung?“ fragte Rupert. „Mich dünkt, es wären schier ein Dutzend? doch, es sei darum, ich will es probiren, probirt geht über studirt!“ — „Topp!“ sagte der Teufel und zog den grünen Rock aus und zog auch sehr geschwind dem Bären das Fell ab, und fuhr fort:

„Hier ist dein Rock, hier ist dein Mantel und deine Bettdecke. In die Rocktasche brauchst du nur zu greifen, so findest du Geld, und die Bärenhaut, mit der deckst du dich, du Bärenhäuter du; das ist der schönste Faulpelz, den einer sich nur wünschen kann, der die Taschen voll Geld hat, und daher nicht nöthig etwas zu thun!" —

Als Rupert den grünen Rock angezogen hatte, griff er vor allen Dingen in die Tasche, um zu sehen, ob es auch wahr sei mit dem Gelde, denn er traute dem Teufel nicht, dieweil dieser ein Vater der Lügen genannt wird. Da aber die Tasche sich als ein nimmerleerer Fortunatussäckel erwies, so hing Rupert seine Bärenhaut um, und ging ohne Adieu vom Teufel hinweg, denn dieser war indeß verschwunden.

Rupert lebte nun in den Tag hinein, ließ den lieben Gott einen guten Mann sein und den Teufel auch einen guten Mann, ließ seinen Bart stattlich wachsen, daß er ganz wahlfähig auf irgend einem deutschen oder polnischen Reichstag erschien, denn die Kraft steckt im Haar, das lehrt bereits die Geschichte Simson's, und brachte es dahin, daß er schon im zweiten Jahre aussah, wie ein Schubut und Waldschratt, zumal auch seine Fingernägel außerordentlich aristokratischvornehm noch über das chinesische Maß hinaus gewachsen waren. Die Leute wichen ihm aus, wenn sie ihn von weitem sahen oder rochen, denn obwohl er keinen Tabak rauchte, so roch er doch schon von weitem viel ärger als ein Wiedehopf, der überhaupt mit Unrecht als Stinkhahn verschrieen ist, denn der Wiedehopf selbst stinkt gar nicht, nur seine Unreinlichkeit und das, womit er umgeht, bringen ihn in so schlimmen Ruf.

Nun gab aber der Bärenhäuter den Armen immer viel Geld, damit sie beten sollten, daß er die sieben Jahre überdaure, und die Armen nahmen gern das Geld und versprachen recht fleißig zu beten. Ob sie's gethan haben, weiß ich nicht, und die Wirthe nahmen ihn auch gern auf, da er viel aufgehen ließ, und überhaupt steht baumfest, daß wenn einer nur Geld hat und es au

gehen läßt, da darf er ungescheut der ärgste Bärenhäuter sein, er findet stets Anhang und Anklang und Anerkennung, aber Geld gehört ein für allemal dazu.

Nun ging die Bärenhäuterei schon in das vierte Jahr, und der Bärenhäuter hatte sie satt, denn er gefiel sich selbst nicht mehr, geschweige andern; im Gesicht schleppte er einen sehr belebten Urwald von Haarmoos herum, an dem Fingern waren ihm Mistgabeln gewachsen, und sonderlichen Spaß hatte er auch nicht, trotz allen Geldes. In dem Wirthshäusern gab man ihm stets die hintersten und höchsten Zimmer, drei, vier, fünf Treppen hoch und immer nahe bei den Retiraden. Einst saß er so ganz verdrießlich in seinem Zimmerchen, sann über sein Schicksal nach, und wünschte sehnlich seine Zeit herum, wo er einen neuen Menschen an- und den Schweinigelbart sammt den Galgennägeln an den Fingern ablegen wollte, da hörte er nebenan jemand ächzen und krächzen zum steinerbarmen. Gleich ging er hinüber, dem Nachbar beizustehen, denn der Bärenhäuter hatte von Natur ein mildes und gutes Herz. Da saß ein wehklagender und jammernder alter Mann, der dachte, als der Bärenhäuter kam, der Böse sei es, und wolle ihn holen, denn der Bärenhäuter sah dem Teufel viel ähnlicher, als sonst einem Geschöpfe Gottes, doch ließ er sich endlich besänftigen und bewegen, seine Noth zu klagen. Diese Noth war nun gerade dieselbe, die des Bärenhäuters Noth auch gewesen war, nämlich die bekannte Geldnoth. Der gute Alte hatte drei Töchter und viele Schulden, und sollte eben ein sehr eingezogenes Leben führen, weil er den Wirth, der ihn ausgezogen hatte, nicht bezahlen konnte. Der Bärenhäuter lachte darüber; der freilich hatte gut lachen, wie jeder, dem ein Goldhorn in der Tasche quillt. Er bezahlte des alten Mannes Schulden bei Heller und Pfennig, und dieser lud ihn ein, mit ihm zu gehen und seine Töchter zu sehen, die nicht wenig schön seien, und eine davon sollte ihn aus Dankbarkeit heirathen. Das war dem Bärenhäuter recht, denn er hatte viele Zeit übrig, und wurde ihm die Zeit oft lang auf seiner Bärenhaut, und ging



mit seinen Fingern, und mit seiner Zunge, die wie ein Reibeisen kratzte, ihm die Haut rein ablecken, ihm auch die Nägel schneiden, und mußte ihn waschen, und wieder ganz schön machen, Das kam ihm sauer an, und war ein schwer Stück Arbeit, denn man hat gesehen in der Welt, was das mit einjährigen Bärenhäutern schon für eine Hauptmühe kostet, geschweige nun wenn einer sieben Jahre in der Bärenhäuterei verharrte. Dann bekam der Teufel von dem weiland Bärenhäuter, nunmehrigen Herrn Rupert, einen rechten Tritt zum Valet, und der letztere kleidete sich sehr schön, und reiste mit Extrapost und Dampf nach dem Wohnort seiner Verlobten, wo ihn aber niemand kannte. Er geberdete sich als ein reicher Freier, und ließ verlauten, daß er eine der drei Schönen heirathen wolle, davon eine bereits seine Verlobte war. Diese eine hatte gar keine Acht auf ihn, aber ihre Schwestern die hätten ihn gar zu gern gemocht, und putzten sich wie die Pfauen, und zankten sich, welche ihn nehmen sollte. Rupert aber erbat von seiner Braut einen Becher Weins, trank und bat sie, ihm Bescheid zu thun; wie sie das that, erblickte sie die Hälfte ihres Verlobungsringes in dem Becher, und war ganz hin vor Erstaunen und süßer Freude. Er aber umfing sie; da kamen ihre Schwestern geputzt und furchtbar aufgedonnert dazu, und wurden grün und gelb im Gesicht aus Neid und Aerger über ihrer Schwester Glück — und rannten davon. Eine stürzte sich voll Groll und Grimm in den Ziehbrunnen, die andere henkte sich voll Gift und Galle auf

wollte – so bot er ihr einen schönen Ring, doch nur zur Hälfte — als Wahrzeichen, daß er sich mit ihr verlobe, und bat sie, recht fleißig für ihn zu beten, das er noch drei Jahre und womöglich etwas darüber, am Leben bliebe, und nahm auf drei Jahre Abschied, um sich in dieser Zeit zu entbärenhäutern und nach deren Ablauf als ein wohlgelecktes Herrchen wieder zu kommen. Dies Kunststück kann auch nicht ein jeder machen; mancher geht als leidlicher guter und zahmer Junge vom Aeltern-hause fort, und kommt waldteufelähnlich zurück als der größte Bärenhäuter, den es nur geben kann. Die junge Schönste und schönste Junge, die sich dem Bärenhäuter verlobt hatte, kleidete sich schwarz, und hatte von ihren Schwestern ob ihres zottelichen Bräutigams gar viel auszustehen. Diese spöttelten, bald die eine, bald die andere: „Gieb acht, wenn du ihm die Hand reichst, daß er sie dir nicht abbeißt, denn er hat dich freßlieb!“ — „Nimm dich in Acht, mein süßes Kind, daß er dich nicht auflecft, Bären lieben den Honig!“ — „Thue ihm ja allen Willen, sonst brummt er, dein zukünftiger Zottelbär!“ — „Ei, was wird das für eine lustige Hochzeit werden, wenn erst der Bärentanz los-geht!“ — Doch die junge Braut schwieg zu allem still und ließ ihre älteren Schwestern spötteln und witzeln, so viel sie wollten. Unterdessen setzte ihr Verlobter sein Leben fort, doch ohne des Guten und Schlimmen zu viel zu thun, lebte sich glücklich durch das letzte der sieben Jahre hindurch, und suchte am letzten Tage das Plätzchen wieder auf, wo ihm vor sieben Jahren der Teufel erschienen war. Dieser erschien auch richtig wieder, doch mit einiger Verstimmung, denn er merkte, daß der Bärenhäuter der Bärenhäuterei überdrüßig war, und mit ihm brechen wollte, wollte daher das Geschäft klug machen, und die Röcke wieder umtauschen, aber der Bärenhäuter sagte: „So geschwind geht es nicht, erst leckst du mich und putzest mich rein, wie du gesagt, damit ich wieder einem hübschen Menschen gleich sehe, und nicht einem Waldschratt oder dir, du unsaubrer Geist!“ Da mußte der Teufel den Bärenhäuter hübsch renoviren, ihm die Haare kämmen

schloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wu auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Nach einiger Zeit sagte der Ritter Blaubart zu seiner jun Frau: „Ich muß verreisen, und übergebe dir die Obhut über ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. sind auch die Schlüssel zu allen Zimmern und Gemächern, in diese kannst du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieser kleine g dene Schlüssel schließt das hinterste Kabinet am Ende der gro Zimmerreihe. In dieses, meine Theure, muß ich dir verbie zu gehen, so lieb dir meine Liebe und dein Leben ist. Würd du dieses Kabinet öffnen, so erwartete dich die schrecklichste Str der Neugier. Ich müßte dir dann mit eigner Hand das Ha vom Rumpfe trennen!“ — Die Frau wollte auf diese Rede kleinen goldnen Schlüssel nicht annehmen, indeß mußte sie d thun, um ihn sicher aufzubewahren, und so schied sie von ihr Mann mit dem Versprechen, daß es ihr nie einfallen wer jenes Kabinet aufzuschließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Bes von ihren Schwestern und ihren Brüdern, die gerne auf die Ja gingen; und nun wurden mit Lust alle Tage die Herrlichkei in den vielen vielen Zimmern des Schlosses durchmustert, u so kamen die Schwestern auch endlich an das Kabinet. D Frau wollte, obschon sie selbst große Neugierde trug, durcha nicht öffnen, aber die Schwester lachte ob ihrer Bedenklichke und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigensi das Kostbarste und Werthvollste von seinen Schätzen verborg halte. Und so wurde der Schlüssel mit einigem Zagen in d Schloß gesteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräu die Thüre auf, und in dem sparsam erhellten Zimmer zeigt sich — ein entsetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter al früheren Frauen Ritter Blaubart's, die eben so wenig, wie d jetzige, dem Drange der Neugier hatten wiederstehen können, u die der böse Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. V Tod geschüttelt wich jetzt die Frau und ihre Schwester zurück,

dem Boden auf, und da war auch gleich der Teufel bei der Hand, fing beider Seelen auf und sagte: „Eine Seele mußt' ich haben — und nun habe ich zwei. Wünsche Glück zur Hochzeit!" — Damit fuhr er ab, und Rupert heirathete nach der Austrauer seine liebholde schönste Jüngste und ist niemals wieder ein Bärenhäuter geworden.

Das Märchen vom Ritter Blaubart.

Es war einmal ein gewaltiger Rittersmann, der hatte viel Geld und Gut, und lebte auf seinem Schloß herrlich und in Freuden. Er hatte einen blauen Bart, davon man ihn nur Ritter Blaubart nannte, obschon er eigentlich anders hieß, aber sein wahrer Name ist verloren gegangen. Dieser Ritter hatte sich schon mehr als einmal verheirathet, allein man hatte gehört, daß alle seine Frauen schnell nach einander gestorben seien, ohne daß man eigentlich ihre Krankheit erfahren hatte. Nun ging Ritter Blaubart abermals auf Freiersfüßen, und da war eine Edelsdame in seiner Nachbarschaft, die hatte zwei schöne Töchter und einige ritterliche Söhne, und diese Geschwister liebten einander sehr zärtlich. Als nun Ritter Blaubart die eine dieser Töchter heirathen wollte, hatte keine von Beiden rechte Lust, denn sie fürchteten sich vor des Ritters blauem Bart, und mochten sich auch nicht gern von einander trennen. Aber der Ritter lud die Mutter, die Töchter und die Brüder sammt und sonders auf sein großes schönes Schloß zu Gaste, und verschaffte ihnen dort so viel angenehmen Zeitvertreib und Vergnügen durch Jagden, Tafeln, Tänze, Spiele und sonstige Freudenfeste, daß sich endlich die jüngste der Schwestern ein Herz faßte, und sich ent-

schloß, Ritter Blaubarts Frau zu werden. Bald darauf wurde auch die Hochzeit mit vieler Pracht gefeiert.

Nach einiger Zeit sagte der Ritter Blaubart zu seiner jungen Frau: „Ich muß verreisen, und übergebe dir die Obhut über das ganze Schloß, Haus und Hof, mit allem, was dazu gehört. Hier sind auch die Schlüssel zu allen Zimmern und Gemächern, in alle diese kannst du zu jeder Zeit eintreten. Aber dieser kleine goldene Schlüssel schließt das hinterste Kabinet am Ende der großen Zimmerreihe. In dieses, meine Theure, muß ich dir verbieten zu gehen, so lieb dir meine Liebe und dein Leben ist. Würdest du dieses Kabinet öffnen, so erwartete dich die schrecklichste Strafe der Neugier. Ich müßte dir dann mit eigner Hand das Haupt vom Rumpfe trennen!" — Die Frau wollte auf diese Rede den kleinen goldnen Schlüssel nicht annehmen, indeß mußte sie dies thun, um ihn sicher aufzubewahren, und so schied sie von ihrem Mann mit dem Versprechen, daß es ihr nie einfallen werde, jenes Kabinet aufzuschließen und es zu betreten.

Als der Ritter fort war, erhielt die junge Frau Besuch von ihren Schwestern und ihren Brüdern, die gerne auf die Jagd gingen; und nun wurden mit Lust alle Tage die Herrlichkeiten in den vielen vielen Zimmern des Schlosses durchmustert, und so kamen die Schwestern auch endlich an das Kabinet. Die Frau wollte, obschon sie selbst große Neugierde trug, durchaus nicht öffnen, aber die Schwester lachte ob ihrer Bedenklichkeit, und meinte, daß Ritter Blaubart darin doch nur aus Eigensinn das Kostbarste und Werthvollste von seinen Schätzen verborgen halte. Und so wurde der Schlüssel mit einigem Zagen in das Schloß gesteckt, und da flog auch gleich mit dumpfem Geräusch die Thüre auf, und in dem sparsam erhellten Zimmer zeigten sich — ein entsetzlicher Anblick! — die blutigen Häupter aller früheren Frauen Ritter Blaubart's, die eben so wenig, wie die jetzige, dem Drange der Neugier hatten wiederstehen können, und die der böse Mann alle mit eigner Hand enthauptet hatte. Vom *Tod geschüttelt* wich jetzt die Frau und ihre Schwester zurück; vor

in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöst, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Das Gruseln.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine, der älteste, nicht auf den Kopf gefallen, vielmehr anstellig und pfiffig über alle Maßen; der jüngere aber hatte, wie man so sagt, ein Bret vor dem Kopf. Das machte dem Vater große Sorge, ihm aber keine, denn er lebte ganz sorglos und arglos in die Welt hinein, wie die Dummen leben, und er mochte wohl, ohne daß er's wußte, das Sprüchlein im Kopfe haben: Hänschen lerne nicht zu viel, du mußt sonst zu viel thun. Wenn der Vater etwas verrichtet haben wollte, so mußt' er's allemal dem ältern, dem Matthes sagen, denn der andere, das Hänschen, richtete alles verkehrt aus, zerbrach den Oelkrug und die Branntweinflasche, oder blieb eine Ewigkeit aus. Matthes dagegen machte alles gut, nur einen Fehler hatte er, er war furchtsamer Natur, es gruselte ihn gar zu sehr. Wenn er Abends am Kirchhof vorbeiging, so gruselte ihn, und wenn er ein Mäuslein huschen sah, gruselte ihn, und wenn er eine Gespenstergeschichte erzählen hörte, so bekam er vor eitel Gruseln eine Gänsehaut wie ein Reibeisen, und klagte: „Ach ach ach, es gruselt mich gar zu sehr." Sein Bruder aber, das dumme Hänschen, lachte ihn oft deshalb aus und sagte: „Hä hä, wie kann es einen nur gruseln? die Kunst möcht' ich können, mich gruselt's all mein Lebtag nicht — möchte wahrlich das Gruseln lernen!"

„Du siehst aus wie Einer, der was lernen möcht'!" schalt der Vater auf Hänschen. „Zeit wär's freilich, du wirst ein großer starker Lümmel — aber mit dem Gruseln lernen.



warf ihre Zimmerthür ins Schloß, und hielt sie fest, und
bei schrie sie sammt ihrer Schwester so laut um Hülfe, wie
beide nur konnten. Indessen eilten die Brüder wie der
herbei, stürmten die Treppe hinauf und kamen eben dazu,
Ritter Blaubart die Thüre sprengte und mit gezücktem Sch

in das Zimmer drang. Ein kurzes Gefecht und Ritter Blaubart lag todt am Boden. Die Frau war erlöst, konnte aber die Folgen ihrer Neugier lange nicht verwinden.

Das Gruseln.

Es waren einmal zwei Brüder, von denen war der eine, der älteste, nicht auf den Kopf gefallen, vielmehr anstellig und pfiffig über alle Maßen; der jüngere aber hatte, wie man so sagt, ein Bret vor dem Kopf. Das machte dem Vater große Sorge, ihm aber keine, denn er lebte ganz sorglos und arglos in die Welt hinein, wie die Dummen leben, und er mochte wohl, ohne daß er's wußte, das Sprüchlein im Kopfe haben: Hänschen lerne nicht zu viel, du mußt sonst zu viel thun. Wenn der Vater etwas verrichtet haben wollte, so mußt' er's allemal dem ältern, dem Matthes sagen, denn der andere, das Hänschen, richtete alles verkehrt aus, zerbrach den Oelkrug und die Branntweinflasche, oder blieb eine Ewigkeit aus. Matthes dagegen machte alles gut, nur einen Fehler hatte er, er war furchtsamer Natur, es gruselte ihn gar zu sehr. Wenn er Abends am Kirchhof vorbeiging, so gruselte ihn, und wenn er ein Mäuslein huschen sah, gruselte ihn, und wenn er eine Gespenstergeschichte erzählen hörte, so bekam er vor eitel Gruseln eine Gänsehaut wie ein Reibeisen, und klagte: „Ach ach ach, es gruselt mich gar zu sehr." Sein Bruder aber, das dumme Hänschen, lachte ihn oft deshalb aus und sagte: „Hä hä, wie kann es einen nur gruseln? die Kunst möcht' ich können, mich gruselt's all mein Lebtag nicht — möchte wahrlich das Gruseln lernen!"

„Du siehst aus wie Einer, der was lernen möcht'!" schalt der Vater auf Hänschen. „Zeit wär's freilich, du wirst ein großer starker Lümmel — aber mit dem Gruseln lernen, da

Jahrhunderte alten Staubes. Drunten lag das Gespenst und ächzte und krächzte, Hänschen aber läutete zum Abendgebet, und schwang gar wacker den Glockenstrang, als wäre eben nichts vorgefallen; dann kletterte er wohlgemuth die Stiege hinab, und ging aus dem Thurme, dessen Thür er hinter sich zuschloß. Die Küsterin wußte gar nicht, wo ihr Mann blieb. „Wo ist denn Er?“ fragte sie Hänschen. „Wer?“ fragte Hänschen. „Er!“ sagte die Küsterin. „Er ist ja vor dir hinüber auf den Thurm.“ „So!“ sagte Hänschen: „ist er das gewesen? Es stand ein weißer Labuzel an der Treppe, der wollte mir nicht Red' und Antwort geben, da hab' ich ihn die Treppe hinab gestoßen, er liegt noch drüben und krächzt.“ „Galgenstrick!“ schrie die Küsterin, riß Hänschen den Schlüssel aus der Hand, und sprang auf den Thurm, da lag ihr Mann in seinem Betttuch, und hatte ein Bein gebrochen.

Jetzt erging es Hänschen gar nicht gut; die Küsterin verklagte ihn bei seinem Vater, und der wurde ganz wild, und schrie: „Ein Taugenichts ist der Junge, aus den Augen soll er mir! Fort marsch! Hier ist Geld — geh, laß dich henken wo du willst — mir kommst du nimmermehr vor die Augen. Schimpf und Schande und Schaden hat man von dir, du Nichtsnutz!“

„Geh mit Gott, Hänschen!“ spottete Matthes; „sorge fein, daß du das Gruseln lernst, das Gruseln soll jetzt Mode sein, und die Menschen draußen in der Welt gruselt's vor allerhand, da wirst du schon vom Gruseln deinen Theil bekommen!“

Hänschen ging, er hatte Geld, und wenn einer Geld hat, braucht's ihn erst recht nicht zu gruseln. Unterwegs sprach er öfters vor sich hin: „Wenn mich doch nur gruselte, wenn mich doch nur gruselte!“ Das hörte ein Mann, der hinter Hänschen kam, und sprach zu ihm: „Schau dorthin — dort steht der Dreibein, da hängt eine schöne Gesellschaft dran — gerade ihrer sieben, was man so sagt: ein Galgen voll. Dort nimm unter den sieben dein Nachtlager, da lernst du das Gruseln.“

„Wenn das wahr wäre,“ sprach Hänschen „so wollt ich



dir morgen früh all mein Geld geben. Kannst zu mir kommen und es holen, oder du kannst ja auch bei mir bleiben!"

„Daß ich ein Narr wäre und unterm lichten Galgen bei dir bliebe!" antwortete jener. „Nein, mein guter Gesell, das Gruseln lernt sich viel besser, wenn einer allein, als wenn er zu zweien ist. Gute Nacht! — auf Wiedersehen morgen in der Frühe!" – Hänschen setzte sich unter den Galgen, machte sich, weil es kalt war, ein Feuerchen an, das schien hübsch hell hinauf zu den Gehenkten, und der scharfe Nachtwind bewegte ihre schlotternden Körper hin und her, hin und her.

„Ei ihr gar armen Teufel!" rief Hänschen hinauf. „Euch friert ja, daß ihr schnappert und klappert. Wartet ich will euch herunter holen, sollt euch wärmen an meinem Feuer." Und Hänschen nicht faul, fand eine Galgenleiter, stieg hinauf, knüpfte die Gehenkten los und setzte sie an sein Feuer, das er nun größer machte. Jene aber schauten gottserbärmlich aus, grün, gelb und jämmerlich, blitzblau, abscheulich wie das Sprichwort sagt, und regten und rührten sich nicht, das Feuer fraß um sich und begann die Lumpen und Fetzen anzukohlen, welche um die todten Leichname herum hingen. „Na?" sagte Hänschen, „ihr laßt ja eure Kleider verbrennen! Da heißt's recht bei euch: gleiche Lumpen, gleiche Lappen! Wartet ich will euch helfen so unachtsam sein!" Nahm sie, einen nach dem andern und hing sie wieder hinauf, hüllte sich in seinen Mantel, streckte sich an sein Feuer und schlief ein. So fand ihn der Mann, mit dem

er gestern gegangen, und der heute kam, das Geld zu holen. Da er aber Hänschen so ruhig schlafen sah, wuchs ihm wenig Hoffnung, daß er das Gruseln über Nacht gelernt haben möchte, und als Hänschen nun aufwachte, und ihm erzählte, was er vorgenommen habe, da wandte sich der Mann zum Gehen und sprach: „Dein Geld hab' ich dasmal nicht verdient, du lernst das Gruseln nimmermehr."

Wie Hänschen nun auch weiter und seines Weges ging, sprach er vor sich hin; „'s ist doch alleweil schade, daß ich das Gruseln nicht lernen kann, muß wohl zu dumm dazu sein. Ei ei — wenn ich doch nur das Gruseln kennte."

Das hörte ein Fuhrmann, der desselben Weges dahschritt, der sprach zu Hänschen: „Ei, kennst du das Gruseln nicht? da kehre nur dort in dem Wirthshaus am Wege ein, wenn du nämlich Geld hast, der Wirth macht hautschaurige Zechen, mich hats jedesmal überlaufen, wenn ich hab in dessen Haus einkehren müssen." „Das wollen wir sehen!" sprach Hänschen, dankte dem Fuhrmann und schritt auf dasselbige Wirthshaus zu.

„Was schaffens?" fragte der Wirth. „Möcht's Gruseln lernen," antwortete Hänschen. „Die Leute auf der Landstraße sagen, bei euch wär's leicht zu lernen, ihr machtet so gruslich Rechnungen und führtet eine so gruslich Kreide!" — Warte Lecker! dachte der Wirth, dir will ich wohl was lehren, daß dir das Gruseln ankommt, und zu Hänschen sprach er: „Mein lieber Wandergesell, ihr seid mit Unwahrheit berichtet worden, in meinem Hause kann man keineswegs das Gruseln lernen, und ich bediene meine Gäste nicht so, wie euch irgend ein Schalksnarr erzählt und vorgelogen hat. Ist's euch um das Gruseln zu thun, so geht dort hinauf, auf das alte verwünschte Schloß da droben und seht zu, daß ihr die Königstochter zur Frau bekommt, die ihr Vater dem versprochen hat, der das Schloß von seinen Poltergeistern befreit; da giebt's was zu gruseln und reich zu werden."

„Ich will so thun wie ihr mir rathet,“ sagte Händchen, und der Wirth sprach wieder: „Damit daß ihr hinauf geht, ist's noch nicht gethan. Erst müßt ihr beim König um Erlaubniß bitten, und müßt drei Nächte lang oben bleiben. Kommt ihr mit dem Leben davon, so ist die Prinzessin eure Frau.“

„Und wenn ich nicht mit dem Leben davon komme, was dann?“ fragte Händchen — und der Wirth lachte ihm in's Gesicht, und sprach: „Ich merke schon, ihr seid ein Schlaukopf, ihr hättet sicher das Pulver erfunden, wenn's nicht schon erfunden wäre!“

Und Händchen ging eilend zu dem Könige, bat um die Erlaubniß und erhielt sie; auch sprach der König: „Mein Sohn, du darfst dir auch dreierlei mitnehmen, aber nur nichts lebendiges. Nun hatte Händchen schon in seiner Jugend immer gar zu gern Feuer angemacht, an der Schnitzelbank gesessen und auch bisweilen an der Drehbank, und verstand mit solchen Dingen umzugehen. Darum begehrte er weiter nichts mit auf das Schloß zu nehmen, als ein gutes Feuerzeug, eine Schnitzelbank und eine Drehbank, „damit mich nicht friert,“ sagte er: „und ich mir die Zeit vertreiben kann.“ — Das ward dem Händchen gern gegeben, und er schlug seinen Sitz in einem hübschen Zimmer mit großem Kamin im alten Schloß auf. Als es Nacht wurde, machte Händchen ein helles Feuer an, das wärmte und leuchtete sehr schön. Auf einmal kamen zwei kohlschwarze Katzen, die hatten Augen wie von grünem Feuer, und schrien miau, miau, uns friert! „Ei wenn euch friert, so wärmt euch doch; hier ist ein Feuer!“ sprach Händchen. Das thaten die Katzen auch, dann sagten sie: die Zeit wird uns zu lang, wir wollen zu dritt Karte spielen, Dreiblatt oder Pochens. „Meinetwegen Pochens,“ sagte Händchen, wenn ihr Karten mitgebracht habt.“ Die Katzen hatten wirklich ein Kartenspiel, und zeigten es Händchen, und da sah Händchen, daß sie fürchterliche Krallen an ihren schwarzen Pfoten hatten, und sagte: „Mit Verlaub, eure Frau Mutter hat euch die Nägel nicht

16*

lange nicht geschnitten, schämt euch was, kommt, ich will sie euch putzen!„ und packte die Katzen und klemmte ihnen die Pfoten in die Drehbank. Da bissen sie nach ihm und so nahm er sein Schnitzmesser und schnitzte ihnen die Köpfe ab, und warf Katzenköpfe und Leiber aus dem Fenster in den Schloßgraben. Als er wieder zum Feuer kam, saß ein großer Hund dort und bleckte ihm die Zähne und hatte eine feurige Zunge armslang zum Halse heraushängen. Das gefiel Hänschen wieder nicht, er nahm abermals sein Schnitzmesser und hieb damit dem Hund gerade zwischen die Zähne in den Rachen, da fiel die Zunge herunter und der obere Kopf nahm Abschied von seinem Untertheil. Nun meinte Hänschen Ruhe zu haben und wollte sie auch genießen; in der Ecke stand ein Bette, da legte er sich hinein und deckte sich zu. Er war aber noch nicht eingeschlafen, da fing das Bett an zu fahren wie ein Dampfwagen und fuhr im ganzen Schloß herum, Trepp auf, Trepp ab, durch Säle und Zimmer — aber Hänschen sagte: „Schau, nun spür' ich doch, wie's thut, wenn vornehme Herren fahren. Fahre du nur immerzu." — Endlich mochte das Bett des Fahrens müde sein, es rollte wieder in Hänschens Zimmer, wo das Feuer noch lustig brannte, da stand es still, und Hänschen schlief ein und schlief wie ein Todter.

Am andern Morgen stand der König an seinem Bett, und sagte: „Na das heiß ich einen gesunden Schlaf, wenn ich den hätte! So gut schläft kein König. Freut mich daß der Junge noch lebt und schnarcht. Heda! Hänschen!" — „Schön guten Morgen Herr König! Schon so frühe?" fragte Hänschen. „Wünsche wohl geruht zu haben?" sprach der König. „Danke, gleichfalls!" sprach Hänschen. „Kannst auf meine Rechnung drunten beim Wirth frühstücken und zu Mittag essen, aber Abends bist du wieder hier oben, magst du?" sprach und fragte der König. „Ei freilich wohl," sagte Hänschen; „drei Nächte müssen's sein."

Wie Hänschen zum Wirthe kam, wunderte der sich sehr

und fragte: „Nun? noch lebendig? — Aber das Gruseln wird man doch gelernt haben in heutiger Nacht?“ — „Nicht rühran!“ erwiederte Hänschen. Da fing es dem Wirth selber an, vor Hänschen über und über zu gruseln. Hänschen ließ sich's wohl sein auf des Königs Rechnung, und sorgte sich nicht um diese, und als es Abend wurde, war er schon wieder oben im Spukschloß, und machte sich sein Feuer an. Auf einmal prasselte es droben im Schornstein, als breche alles in tausend Trümmer und da kam ein Kerl herunter gefahren, der war aber nur halb. „Na,“ sagte Hänschen: „was soll denn das sein? da fehlt ja noch ein Halbschied, anderthalb Mann sind doch noch keine Gesellschaft.“ Kaum hatte Hänschen das gesagt, bautz! kam die andre Hälfte nachgefallen, mitten in das Feuer. Hänschen nahm die beiden Hälften, warf sie aus dem Kamin in die Stube, und brachte sein Feuer wieder in Ordnung. Wie er damit zu Stande war und umschaute, war aus den beiden Hälften ein einziger Kerl geworden, aber kein schöner, der saß auf Hänschens Stuhl.

„Platz da!“ schrie Hänschen, „hier sitze ich, marsch, oder ich halbir' dich mit dem Schnitzelmesser!“

Auf einmal polterte es wieder im Schornstein, Todtenbeine und Schädel prasselten herab, und noch einige Männer vom gräulichsten Aussehen. „Guten Abend, meine Herren!“ sagte Hänschen: „Sie sind doch ganze Männer, das laß ich mir gefallen. Gehören vielleicht in die Familie Schön? Ach wie schade, daß kein Spiegel im Zimmer hängt. Womit könnt' ich ihnen denn eigentlich dienen?“ — Die Männer sahen Hänschen mit furchtbaren Blicken an, einer nahm die Todtenbeine, es waren gerade neun, und stellte sie als Kegel auf, die andern nahmen die Schädel und rollten sie nach den Kegeln.

„Kegel schieben thu' ich für mein Leben gern!“ sagte Hänschen! „erlauben sie nicht, daß ich auch mit spiele? Spielen sie Brettspiel oder Partens? um's Partiegeld? wie?“

„Hast du Geld?“ fragten die Männer grimmig.

„Oui!“ sagte Hänschen, und fuhr in die Tasche und klimperte.

„Nun so schieb an!“ schrie einer der Männer, und reichte ihm einen Todtenschädel dar.

„Mit Verlaub, das ist eine eckige Kugel. Gebt her, da hab ich eine Drehbank stehen, wollen sie hübsch rund drehen, damit wir gut alle Neun treffen.“ Sprach's und setzte sich, und drehte die Schädel rund. Dann ging das Spiel an, Hänschen schob gut, aber die Männer schoben noch besser, Hänschen verlor etwas, und das Spiel fing wieder an, Hänschen schob und rief freudig: „Alle Neun!“ — „Nein, zwölf!“ riefen die Männer mit dumpfem Ton, und verschwanden mit Knochen und Schädeln, und die alte Uhr auf dem Schloßthurm schlug zwölf. „Nun so was!“ rief Hänschen. „Ist das auch eine Manier? Erst locken sie mir mein bischen Geld ab, und nun ich gut schiebe, machen sie sich aus dem Staube.“ Darauf legte er sich wieder in das Bett, das heute ganz ruhig blieb, und schlief bis an den hellen Morgen.

„Heute wird er wohl nicht mehr am Leben sein,“ sprach der König, als er auf Hänschens Zimmer zuging, „ich höre ihn nicht wie gestern schnarchen, wird wohl aus sein mit ihm.“ Aber Hänschen ermunterte sich sehr schnell, und sprach: „Wünsche wohl geruht zu haben, Majestät!“ — „Gleichfalls, danke schön!“ antwortete der König. „Wie ging es diese Nacht?“ — „Recht hübsch, danke der gütigen Nachfrage, Herr König!“ antwortete Hänschen, es war eine Sorte Schlotfeger da, sie kamen zum Schornstein heruntergefahren und wir haben mit Todtenbeinen gekegelt.“ Dem König schauerte die Haut, und er sagte: „Aber das ist ja ganz gruselig!“ — „Was denn, Herr König?“ fragte Hänschen. „Das — eben!“ erwiederte der König. „Nun Glück zu, zur dritten Nacht!“

„'S ist doch recht fatal, daß ich nimmermehr das Gruseln lerne!“ sprach Hänschen zu sich selbst, als die dritte Nacht herbei kam. Auf einmal entstand ein großer Rumor, sechs

Männer traten in das Zimmer, die trugen eine Todtenlade auf der Bahre, stellten sie vor Hänschen hin und verschwanden. Hänschen dachte: Wer mag da drinnen liegen? und öffnete den Sarg. Da lag einer drin, der war ganz steif und eiskalt. — „Ach den friert, er ist ganz steif vor Frost," sagte Hänschen, „den muß ich wärmen!" hob den Todten aus dem Sarge, und trug ihn an sein Feuer, aber er blieb kalt. „Der muß in's Bette, da wird er schon erwarmen" — und nahm ihn und legte ihn in's Bette, und sich dazu. Nach einer Weile wurde der Todte warm und wachte auf, und machte sich breit und sagte: „Wer hat dir geheißen mich in meiner Ruhe stören? Jetzt sollst du sterben!" — „Ist das eilig?" fragte Hänschen, packte Jenen rasch an, warf ihn in die Todtenlade, den Deckel darauf und schraubte denselben schnell zu. Da kamen gleich die sechs Männer wieder, die hoben den Sargkasten auf und trugen ihn fort.

Bald darauf trat ein gräulicher Riese herein, mit großem langem Bart, der schrie: „Wurm! Jetzt mußt du sterben! Du mußt mit mir!" — „Ich gehe nicht mit dir!" sagte Hänschen. „Es pressirt mir nicht; ich habe noch zu thun, wie du siehst!" und setzte sich an die Drehbank, und trat das Rad, und drehte die Spindel, und hielt den Meißel an das Werkholz. Der Riese bog sich über das Rad her, und wollte Hänschen fassen. Mit einem Male schrie er aber laut: „Au! au! mein Bart, mein Bart!" Es war das Ende des Bartes zwischen die Darmsaite, die das Rad umschlingen half, gekommen und hatte sich durch das schnelle Drehen fest gewickelt und zog den ganzen Kopf nach sich, und Hänschen trat frisch darauf los, und sagte: „Kerl, hab' Acht, jetzt drehe ich dir deine große Nase ab, und drehe dir die Augen aus, und drehe aus deinem dicken Kopf eine Kegelkugel, so wahr ich Hänschen heiße!" Da gab der Riese die besten Worte, Hänschen solle ihn gehen lassen, er wolle ihm auch die drei Kisten voll Gold zeigen, eine sei dem König, die zweite sei den Armen bestimmt, die dritte wolle er ihm schenken. „Nun wohl," sagte Hänschen: „gieb das ?

her, aber bis ich's habe, bleibst du in den Bock gespannt, und trägst die Drehbank auf deinen Schultern."

Das war ein unbequemes Tragen, die Bank auf den Schultern, und den Bart in's Rad verflochten, das zog. Der Riese ging nun in ein andres Zimmer voran und zeigte Hänschen die Kisten voll Gold. Indem schlug es zwölfe, und da verschwand er, und die Drehbank stand ohne Träger. Hänschen war es, als ob die Kisten auch Miene machten zu verschwinden, da rief er: „Halt, halt!" und faßte sie und hielt sie fest, und zog sie hinüber in sein Zimmer, worauf er sich schlafen legte, wieder ohne Gruseln.

Am andern Morgen kam der König und fragte: „Nun, diese Nacht war dir's doch ganz gewiß recht gruselig?"



„Wie so denn, Herr König?" fragte Hänschen. „Ich habe eine Kiste voll Gold geschenkt bekommen, auch eine für euch, und eine für die Armen. Muß es einem gruselig werden, wenn man Gold geschenkt bekommt?"

„Du hast Großes vollbracht!“ sprach der König. „Durch deine Furchtlosigkeit hast du das Schloß von den Poltergeistern befreit, und den verzauberten Schatz an das Licht gezwungen. Du sollst auch deinen Lohn haben, und meine Tochter heirathen!“

„Obligirt, Herr König!“ sagte Hänschen: „es ist aber doch Schade, daß ich heirathen soll, und bin noch so dumm, daß ich noch nicht das Gruseln gelernt habe.“ —

„O mein lieber Sohn und Schwiegersohn!“ erwiederte der König. „Heirathe du nur, da wird sich alles finden. Es hat schon Mancher das auch nicht gekonnt, und hat geheirathet,



und da ist er außerordentlich gruselig geworden, und hat die Gänsehaut nicht wieder los werden können.“

sten Abend legte sie die Nadeln wieder auf den Tisch, und a
Morgen darauf lagen neue Strümpfe da. Jetzt merkte sie, da
zum Lohn ihres Mitleids mit dem kranken Kätzchen ihre die
fleißigen Nadeln bescheert waren, und ließ dieselben nun je
Nacht stricken, bis sie und die Kinder genug hatten. Dan
verkaufte sie auch Strümpfe und hatte genug, bis an ihr selige
Ende.

Die sieben Gaislein.

Es ist einmal eine alte Gais gewesen, die hatte siebe
junge Zicklein und wie sie einmal fort in den Wald wollt
hat sie gesagt: „Ihr lieben Zicklein, nehmt euch in Acht vo
dem Wolf und laßt ihn nicht herein, sonst seid ihr alle verloren.
Darnach ist sie fortgegangen.

In einer Weile rappelt was wieder an der Hausthüre un
ruft: „Macht auf, macht auf, liebe Kinder! Euer Mütterlei
ist aus dem Wald gekommen!“ Aber die sieben Gaislein erkann
ten's gleich an der groben Stimme, daß das ihr Mütterlei
nicht war, und haben gerufen: „Unser Mütterlein hat keine s
grobe Stimme!“ Und haben nicht aufgemacht.

Nach einer Weile rappelt's wieder an der Thüre, un
ruft ganz fein und leise: „Macht auf, macht auf, ihr liebe
Kinder! Euer Mütterlein ist aus dem Walde kommen!“

Aber die jungen Gaislein guckten durch die Thürspalte
und haben ein Paar schwarze Füße gesehen, und gerufen
„Unser Mütterlein hat keine so schwarzen Füße!“ Und habe
nicht aufgemacht.

Wie das der Wolf, denn er war es, gehört hat, ist e



geschwind hin in die Mühle gelaufen, und hat die Füße in's Mehl gesteckt, daß sie ganz weiß worden sind. Danach ist er wieder vor die Thüre gekommen, hat die Füße zur Spalte hinein gesteckt, und hat wieder ganz leise gerufen: „Macht auf, macht auf, ihr lieben Kinder! Euer Mütterlein ist aus dem Walde kommen?"

Und wie die Gaislein die weißen Füße gesehen haben, und die leise Stimme gehört, da haben sie ja gemeint, ihr Mütterlein sei's und haben geschwind aufgemacht, so ist der Wolf hereingesprungen. Ach wie sind da die armen Gaislein erschrocken und haben sich verstecken wollen! eins ist

Bett, eins unter den Tisch, eins hinter dem Ofen, eins hinter einen Stuhl, eins hinter einen großen Milchtopf, und eins in den Uhrkasten gesprungen. Aber der Wolf hat sie alle gefunden und zusammengebracht. Hernach ist er fortgegangen, hat sich in den Garten unter einen Baum gelegt, und hat angefangen zu schlafen.

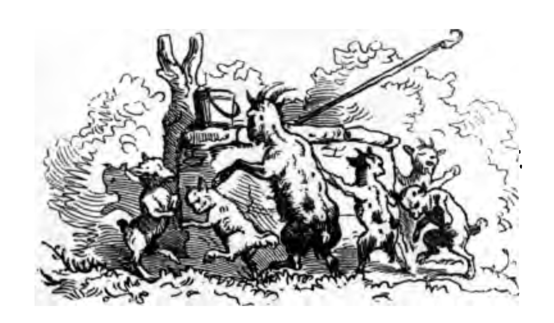
Wie hernach die alte Gais aus dem Walde zurückgekommen ist, hat sie das Haus offen gefunden, und die Stube leer, da hat sie gleich gedacht, jetzt ist's nicht geheuer, und hat angefangen ihre lieben Zicklein zu suchen, sie hat sie aber nicht finden können, wo sie auch gesucht hat, und so laut sie auch gerufen hat, es hat keins Antwort gegeben. Endlich ist sie in den Garten gegangen, da hat der Wolf noch gelegen unterm Baum und hat geschlafen, und hat geschnarcht, daß alle Aeste gezittert haben, und wie sie näher zu ihm gekommen ist, hat sie gesehen, daß etwas in seinem Bauch gezappelt hat. Da hatte sie eine Freude und dachte, ihre Gaislein leben wohl noch. Jetzt ist sie geschwind hinein in's Häuslein gesprungen, hat eine Scheere geholt und hat dem Wolf den Bauch aufgeschnitten, da sind ihre sieben Gaislein eins nach dem andern heraus gesprungen, und haben alle noch gelebt. Darnach hat die Alte geschwind sieben Wackelsteine *) geholt, hat sie in den Wolf seinen Bauch gesteckt, und hat den wieder zugenäht..

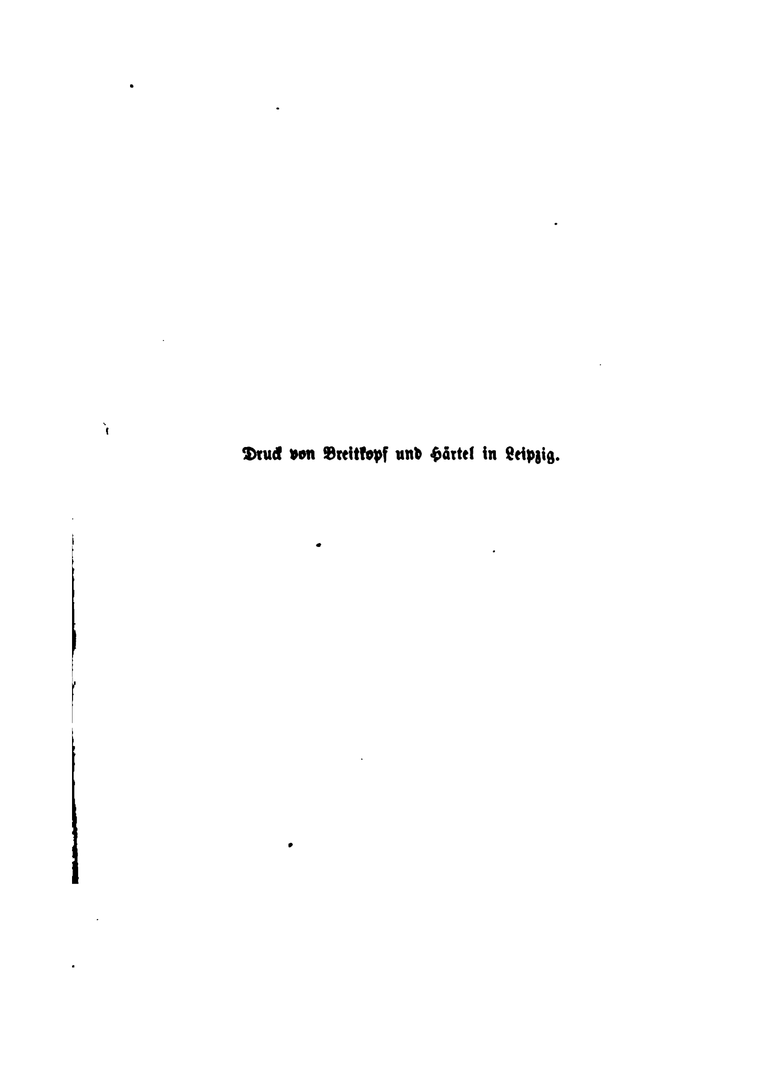
Wie der Wolf munter wurde, hatte er Durst und ist an den Brunnen gegangen, um zu trinken, aber wie er einen Schritt gegangen ist, da haben die Wackelsteine in seinem Bauch angefangen, zusammen zu schlagen, und da hat er gesagt·

„Was rumpelt,
Was pumpelt
In meinem Bauch?
Ich hab' gemeint, ich hab' junge Gaislein drein,
Und jetzt sind's nichts als Wackelstein!"

*) Wackelsteine oder Wackersteine, rundliche Basalttrümmer.

und wie nun der Wolf an den Brunnen gekommen ist, und hat trinken wollen, so haben ihn die Wackelsteine hineingezogen, und er ist ersoffen. Und die alte Geis ist mit ihren Zicklein vor Freude um den Brunnen herumgetanzt.





Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



